

Kaiser, König, Ketzler

Zu Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift
von David Friedrich Strauß¹

Wolfram Kinzig

I.

Am 12. Juli 1871 schrieb der Dichter Henrik Ibsen aus Dresden einen Brief an seinen Verleger Frederik Hegel. Darin teilte er ihm mit, daß er »tief in der Arbeit an »Kaiser Julian« stecke, jenem zweiteiligen Drama, das dann unter dem Titel »Kejser og Galilæer« (»Kaiser und Galiläer«) im Oktober 1873 im Buchhandel erscheinen sollte.² Ibsen fuhr fort: »Dies Buch wird mein Hauptwerk werden, und es nimmt alle meine Gedanken und alle meine Zeit in Anspruch. Die positive Weltanschauung, welche die Kritiker so lange bei mir vermißt haben, hier wird man sie erhalten.« Er bat Hegel, ihm einige schwer erhältliche Literatur zur Thematik, die ihn beschäftigte, zu verschaffen, vor allem solche, die ihm »Fakten« liefere. »Neanders deutsche Werke über diesen Gegenstand habe ich. D. Strauß habe ich auch: doch sein Buch enthält nur Quark von Rasonnements, und das kann ich selbst leisten. Ich brauche Fakta.«³

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrages, der im November 1993 vor der Kirchengeschichtlichen Sozietät in Heidelberg, im Januar 1994 vor der Theologischen Fakultät der Universität Jena und im Februar 1994 vor der Theologischen Fakultät der Universität Rostock gehalten wurde.

² Vgl. hierzu etwa Richard Förster, *Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit*, Studien zur vergleichenden Literatur-Geschichte V/1, Berlin (Duncker & Humblot) 1905, 71–80; Käte Philip, *Julian Apostata in der deutschen Literatur, Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur* 3, Berlin (de Gruyter) 1929, 71–73; Jean Richer, *Empereur et Galilée* d'Henrik Ibsen (1873), in: ders. (Hg.), *L'empereur Julien. De la légende au mythe (De Voltaire à nos jours)*, Groupe de Recherches de Nice, Paris 1981, 263–276.

³ Julius Elias/Halvdan Koht, *Briefe von Henrik Ibsen*. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen, Berlin 1905 (Sperrungen im Original). Vgl. auch Verner Arpe (Hg.), *Henrik Ibsen*, 2 Bände, *Dichter über ihre Dichtungen* 10, München (Heimeran) 1972, Bd. I, 210. Arpe übersetzt die entscheidende Passage: »Neanders deutsche Werke über diesen Gegenstand habe ich. D. Strauss habe ich auch, aber sein Buch enthält nur rasonierenden Unsinn, und den kann ich selbst zustandebringen. Was ich brauche, sind Fakta.«

Die Forschungen August Neanders, vor allem dessen frühe Arbeit »Ueber den Kayser Julianus und sein Zeitalter. Ein historisches Gemälde«, die 1812 in Leipzig erschien, gehören zu dieser Zeit zur Pflichtlektüre für jeden, der sich ernsthaft mit dem römischen Kaiser beschäftigen möchte.⁴ Auch David Friedrich Strauß' Büchlein, betitelt: »Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige«, ist längst ein Klassiker.⁵ Ibsen kannte die kleine Schrift des schwäbischen Gelehrten schon seit einiger Zeit, denn er hatte sie im Juni 1866 während seines Romaufenthaltes aus der Bibliothek des dortigen Skandinavischen Vereins ausgeliehen.⁶ Doch scheint er um ihre Hintergründe und ihren besonderen literarischen Charakter nicht mehr gewußt zu haben. Diese Unkenntnis, ja dieses Mißverstehen der Intentionen von Strauß scheint mir symptomatisch für die Rezeptionsgeschichte des Werkchens zu sein und näherer Betrachtung zu bedürfen. Um Absicht und Aufnahme des Büchleins soll es daher im folgenden gehen.

II.

Wir blicken zurück in das Jahr 1847. Deutschland befindet sich in Aufruhr. Alle Welt spricht von Demokratie. »Preßfreiheit!« heißt die Parole, gegen geistige Bevormundung und Unterdrückung richtet sich der Protest. Und vor allem: ein deutsches Parlament wird gefordert. Auch im Südwesten, ja gerade im Südwesten, in Baden und in Württemberg gärt es. Allenthalben wird die politische Reform, an deren baldigem Kommen kaum ein Zweifel mehr besteht, diskutiert, ja man hört auch in intellektuellen Kreisen wie denen Tübingens immer öfter jenes »häßliche Wort«: Revolution. In ungebrochenem Geschichtsoptimismus malt man sich »die Erscheinungsweise der künftigen freien Menschheit farbig aus.«⁷ Doch an David Friedrich Strauß, für viele Menschen immer noch das kirchliche

⁴ Vgl. dazu Förster (Anm. 2), 47; Philip (Anm. 2), 68; Jean Bouffartigue, Julien dans la littérature savante des dix-neuvième et vingtième siècles, in: Richer (Anm. 2), 83–111, 85 f.

⁵ David Friedrich Strauß, *Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige*. Herausgegeben von Reinhard Düchting, Heidelberg (Manutius) 1992. (Nach dieser Ausgabe wird im folgenden zitiert.) Dies ist ein reprographischer Nachdruck der Erstausgabe, Mannheim 1847, die auf ihrem Titel noch den Zusatz trägt: »ein Vortrag«. Zwei weitere Auflagen erschienen Bonn 1876 und Bonn 1896. Die Schrift ist ebenso aufgenommen in: David Friedrich Strauß, *Gesammelte Schriften*, hg. von Eduard Zeller, Bd. I, Bonn (Emil Strauß) 1876, 175–216. Vgl. dazu auch Düchting, 96 f.

⁶ Vgl. Rüdiger Bernhardt, *Henrik Ibsen und die Deutschen*, Berlin (Henschelverlag) 1989, 96.

⁷ Vgl. z. B. Anton Springer, *Aus meinem Leben*, Berlin (Grote) 1892, 111. Zu Springer vgl. auch unten 27–29. Zu den Tübinger Verhältnissen im Vormärz und während der Revolution vgl. jetzt auch Josef Matzerath, *Albert Schwegler (1819–1857)*, *Contubernium* 37, Sigmaringen (Thorbecke) 1993, 206–230.

enfant terrible, ja der leibhaftige Gottseibeius – an David Friedrich Strauß scheinen diese gesellschaftlichen Umbrüche im deutschen Vormärz auf den ersten Blick vorbei zu gehen. Beruflich wie privat befindet sich Strauß in diesem Jahr 1847 in einer Krise: Die radikale Bibelkritik, die er in seinem Hauptwerk, den zwei Bänden »Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet« (1835/36), geübt hatte, hatte zum Verlust seines Amtes als Repe- tent am Tübinger Stift geführt und war auch einer der Gründe dafür gewesen, daß er als Professor für Dogmatik und Kirchengeschichte an der Universität Zürich 1839 bereits in den Ruhestand versetzt worden war, ohne daß er die Stelle überhaupt angetreten hatte. Seither lebte er als Privatgelehrter. Just zu dieser Zeit lernte er die gefeierte Opernsängerin Agnese Schebest kennen und lieben. Das Paar heiratete 1842; doch stand die Ehe, aus der zwei Kinder hervorgingen, von Anfang an unter keinem guten Stern – die eigenwilligen Persönlichkeiten und unterschiedlichen Interessen und Neigungen beider Eheleute erwiesen sich letztlich doch als inkompatibel. Im Winter 1846/47 schließlich zerbrach die Verbindung endgültig, als Strauß seiner Frau, die sich bei ihrer Schwester in Nürnberg aufhielt, die Rückkehr in die gemeinsame Wohnung in Heilbronn untersagte.⁸

Strauß hatte in diesen Jahren wenig publiziert⁹ und begann nun wieder zu schreiben. Seine Schrift »Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige«, das erste größere Produkt nach dieser Schaffenspause, stellte – auch literarisch gesehen – einen Wendepunkt dar. Strauß' schriftstellerisches Interesse wandte sich nun der Biographie zu, und in den folgenden Jahren entstanden die Lebensbilder Christian Friedrich Daniel Schubarts (1849) und seines Freundes, des Heilbronner Gymnasialprofessors Christian Märklin (1851), ferner biographische Studien zu dem Humanisten Nikodemus Frischlin (1856), zu Ulrich von Hutten (1858), Reimarus (1862) und Voltaire (1870).¹⁰

⁸ Zu den Einzelheiten der Ehe Strauß-Schebest vgl. neben den Strauß-Biographien Karl Hermann/Albert Groninger, David Friedrich Strauß in Sontheim und Heilbronn, in: Historischer Verein Heilbronn, 25. Veröffentlichung, 1966, 179–197.

⁹ Vgl. dazu die Bemerkungen von Strauß in seinen Literarischen Denkwürdigkeiten, in: ders., Gesammelte Schriften, hg. von Eduard Zeller, Bd. I, Bonn (Emil Strauß) 1876, 1–80, 15 f.: »... Ich rede von meiner Heirath, oder ich rede vielmehr nicht von ihr, sondern nur von den Wirkungen, die sie auf meine Schriftstellerei gehabt hat. Sie brachte diese zum vollkommenen Stillstand. Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eigenen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern; so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirthschaftung seiner Güter an Lande.«

¹⁰ Zu dieser Hinwendung zur Biographie vgl. auch Strauß' eigene Äußerungen in einem Brief an Vischer vom 3. Januar 1858 (bei Eduard Zeller [Hg.], Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß, Bonn [Emil Strauß] 1895, 381 = Adolf Rapp [Hg.], Briefwechsel zwischen Strauß und Vischer, 2 Bände, Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft 18/19, Stuttgart [Klett] 1952/53, 135 f.).

Julian faszinierte Strauß. Ein Zeitgenosse meinte – wohl nicht ganz zu Unrecht –, zwischen dem römischen Kaiser, der in spektakulärer Weise dem Christentum abgeschworen hatte, und dem schwäbischen Gelehrten, der – in nicht minder spektakulärer Weise – das Christentum einer radikalen Kritik unterzogen hatte, bestehe ein »sehr natürliches Gefühl der Waffenbrüderschaft und Leidensgenossenschaft«, und sah darin auch »den Hauptinhalt und die vorzüglichste Bedeutung« des Schriftchens.¹¹ Strauß selbst äußerte im Rückblick, der abtrünnige Julian sei ihm »von jeher interessant, ja in seiner Art lieb gewesen.«¹² War die Abhandlung also ein Zeichen für den Rückzug des Ludwigsburgers in den Elfenbeinturm historischer Detailforschung? Suchte er in der Geschichte Seelenverwandte, um sich zu trösten über die Ablehnung, ja die Feindseligkeit, die ihm von den meisten seiner Zeitgenossen entgegenschlug? Der Schein täuscht. Strauß' Rückgriff auf das vierte Jahrhundert ist durch zeitgeschichtliche Ereignisse motiviert: Er sieht eine Parallele zwischen der Regierung Julians und der des preußischen Monarchen Friedrich Wilhelm IV., und die historisierende Fassade ist nur ein vordergründiger Aufputz, hinter dem sich eine scharfe Attacke gegen die aktuellen Berliner Zustände verbirgt. Handelt es sich beim »Julian« also um eine politische Satire, um eine Generalabrechnung mit der restaurativen Politik Friedrich Wilhelms IV.? So hat man die Absicht des Büchleins in der Tat verstanden.¹³ Doch denke ich, daß der Begriff »politische Satire« zu unscharf ist

¹¹ So W(ilhelm) S(igmund) T(euffel), Der Kaiser Julian und sein neuester Beurtheiler, in: Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung 1847, 535–542, 535. Derselbe Aufsatz erschien – leider um die wichtigen Strauß-Passagen verkürzt – unter dem Titel: »Julians Charakter und Stellung zum Christentum« in: ders., Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte, Leipzig 1889, 234–247. Vgl. dazu auch unten 23 f.

¹² Strauß, Denkwürdigkeiten (Anm. 9), 17.

¹³ So z. B. der anonyme Autor der Schrift: Die Triarier David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge und ihr Kampf für die moderne Geistesfreiheit. Ein Beitrag zur letztvergangenen deutschen Geistesbewegung von einem Epigonen, Kassel 1852, 46: »Das Büchlein ist eine politisch-polemische Tendenzschrift, welches am Faden einer Charakteristik des Kaisers Julian als eines Romantikers mit den Waffen der Ironie und Satyre die christlich-politische Romantik der Gegenwart und den romantischen König – worunter der von Preußen gemeint war – in höchst geistreicher und treffender Weise geißelt, in der Absicht, um die Unfruchtbarkeit und Ohnmacht der heutigen romantischen Reaction und ihrer Illusionen, sowie die Unmöglichkeit ihres Sieges über den Genius der Zukunft anschaulich zu machen«. Ähnlich der gleichfalls unbekannt Autor (möglicherweise ein Pfarrer Dr. Faber aus Gschwend; vgl. dazu Strauß an Vischer, 6.1.1867 bei Rapp [Anm. 10], Bd. I, 237 und ebenda, 323 mit weiteren Literaturhinweisen) des Aufsatzes »Strauß und der Gothaismus«, Deutsche Vierteljahrs-Schrift 29/4 (1866), 205–236, 209: »... eine in historischer Einkleidung verhüllte Kritik einer allgemeinen Kulturanschauung, wie sie seiner Zeit gerade in Preußen spezifisch hervortrat, eine historische Satyre wie etwa die *lettres persannes* von Montesquieu« (kursiv im Original). Eduard Zeller bezeichnet die Schrift als »politische Satyre« (David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften, Bonn 1874, 67). Adolph Kohut nennt den »Julian« »ein geistvoll ausgeführtes Geschichtsbild, aber zugleich eine feine und schlagende politi-

für das, was Strauß im Visier hat. Denn es geht ihm darin nicht darum, die Regierung des preußischen Königs im allgemeinen an den Pranger zu stellen; vielmehr – und dies ist die These, die im folgenden zu begründen sein wird – ist das Büchlein »Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige« in erster Linie eine *kirchenpolitische* Schrift und ein *theologisches* Pamphlet.

III.

Die Abhandlung wird im Untertitel als »Vortrag« bezeichnet.¹⁴ Man hat in der Forschung mehrfach vermutet, daß Strauß sie tatsächlich vorgelesen hat, auch wenn die Angaben über die Gelegenheiten, bei denen dieses geschehen sein sollte, auseinandergehen.¹⁵ Äußerungen des Autors

sche Satire auf Friedrich Wilhelm IV. von Preußen« (David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher, Leipzig 1908, 42). Strauß selbst hat durch spätere Bemerkungen dieser Interpretation Vorschub geleistet, da er selbst sein Werk im Rückblick eine »politische Parodie« nannte. Vgl. unten Anm. 150.

¹⁴ Vgl. oben Anm. 5. Hinweise auf den Vortragscharakter finden sich auch im Text. Vgl. z. B. die Anreden an das Publikum: 3 (»geehrteste Versammelte«, »von unserem Kreise«), 13 (»meine Zuhörer«), 39, 45.

¹⁵ Adolf Hausrath bemerkt zunächst allgemein, Strauß habe den Vortrag »im Winter 1847 vor einem kleinen Kreise gehalten« (David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit, 2 Bände, Heidelberg 1876/78, Bd. II, 88) und präzisiert dies später dahingehend, es habe sich dabei um ein Auditorium in Heidelberg gehandelt, »wo im Winter 1847 wieder ein Mal davon die Rede war, Strauß für die philosophische Fakultät zu gewinnen.« Er erklärt damit die s.E. nach »freundlichen Bemerkungen für »unsern« Schlosser [vgl. Julian, 10; ferner 19] und für Ullmann, »den Petrus der heutigen Theologie.« (Bd. II, 95), die beide zu dieser Zeit in Heidelberg lehrten. Indessen bleibt Hausrath für seine Behauptungen jeden Beleg schuldig. Überdies wird man bei genauerem Hinsehen nicht nur feststellen, daß Hausrath ungenau zitiert, sondern auch, daß Strauß die genannten Autoren durchaus nicht mit Lob bedenkt. So nennt er, wenn ich recht sehe, Ullmann keineswegs »den Petrus der heutigen Theologie«. Vielmehr spricht er davon, daß es kaum mehr überrasche, »ein Paar der eifrigsten Verfechter des wundergläubigen Christentums unter unsern Zeitgenossen, den Petrus und den Johannes der modernen Kirche, genau ebenso eingenommen für Julian zu finden, als der um so Vieles freier denkende Schlosser sich gegen ihn eingenommen zeigte« (13). In der Folge nennt Strauß dann Neander und Ullmann (in *dieser* Reihenfolge). Auch die Rede von »unserem« Schlosser ist sicher nicht im Sinne Hausraths zu verstehen. An der ersten Stelle (10) grenzt Strauß ihn so gegen den Engländer Gibbon ab; an der zweiten Stelle (19) spricht er im gleichen Atemzug auch von dem »Wohlwollen unserer romantischen Theologen« und meint damit wiederum Ullmann und Neander. Auch ist seine Darstellung beider Theologen alles andere als schmeichelhaft.

Theobald Ziegler spricht davon, daß Strauß die Arbeit »den Freunden in Heilbronn vortrug« und daß Märklin ihm bei dieser Gelegenheit zuredete, »sie als besondere kleine Schrift zu veröffentlichen und ihr die Form des Vortrags zu geben oder zu belassen, den sie bei dieser Vorlesung angenommen hatte« (Theobald Ziegler, David Friedrich Strauß, 2 Bände, Straßburg (Trübner) 1908, Bd. II, 417; ähnlich auch Zeller, David Friedrich Strauß [Anm. 5], 67; Kohut [Anm. 13], 42). Doch dürfte das aus Strauß' eigenen Äußerungen extrapoliert sein.

deuten jedoch darauf hin, daß die Vortragsform literarische Fiktion ist. Noch im Frühjahr 1847 befand sich Strauß an der Arbeit an seinem »Julian«. So bat er etwa am 2. April den Brackensteiner Stadtpfarrer und Dekan Ludwig Georgii (1810–1896), der ein besonderes Interesse für die Antike hegte, brieflich um einschlägige Literatur.¹⁶ Ursprünglich hatte er daran gedacht, das Werkchen in Schweglers »Jahrbüchern der Gegenwart«, für die er regelmäßig schrieb, zu publizieren, und zwar ohne Fußnoten¹⁷. Doch am Pfingstmontag 1847 teilte er seinem Freund Friedrich Theodor Vischer, der mitten in der Arbeit an seiner berühmten »Ästhetik« steckte¹⁸, mit, er habe sich entschieden, die Belegstellen doch anzuführen. »Da nämlich eine Parallele des antiken Romantikers mit jetzigen beabsichtigt ist, und diese oft überraschend genau ausfällt, so muß man die Beweise nothwendig schwarz auf weiß sehen, um nicht das Ganze für einen schlechten Witz zu halten.«¹⁹ Märklin habe ihm geraten, eine selbständige Schrift daraus zu machen, und er werde »das jetzt so thun, daß ich ihm die Form einer Rede gebe, der ich die Quellenstellen als Zugabe hintennachschicke.« Er wolle sich damit an Bassermann wenden.²⁰ Diese aufschlußreichen Bemerkungen belegen m. E. unzweideutig, daß der »Julian« überhaupt nie öffentlich vorgetragen wurde. Vielmehr ist die literarische Einkleidung nur Fiktion, eine Fiktion, die dazu diene, von vornherein gewissermaßen die intendierte »Tonhöhe« der Schrift anzugeben, die sich nämlich nicht an ein breites Lesepublikum wandte, sondern sich an das Bildungsbürgertum richtete, dessen politische Ideale nach Ansicht des Verfassers mit den seinen übereinstimmten und das daher die Ironie des Traktates goutieren würde.²¹

Reinhard Düchting schließlich meint, Strauß habe den Vortrag »vor einem kleinen Kreis von Gebildeten in Heilbronn« gehalten, hält es aber für unwahrscheinlich, daß es sich dabei um die dortige Gräßlesgesellschaft gehandelt habe, der Strauß angehörte (Düchting, in: Julian, 87f.; zur Gräßlesgesellschaft vgl. auch Hermann/Groninger [Anm. 8], 185f. mit Anm. 6; Helmut Schmolz/Hubert Weckbach, Heilbronn. Geschichte und Leben einer Stadt, 2. Aufl., Heilbronn (Anton H. Konrad) 1973, 74f.). Vgl. ferner Bouffartigue (Anm. 4), 94, der ebenfalls mündlichen Vortrag für möglich hält.

¹⁶ Vgl. Heinrich Maier (Hg.), Briefe von David Friedrich Strauss an L. Georgii, Universität Tübingen. Doktoren-Verzeichnis der Philosophischen Fakultät 1905, Tübingen 1912, 48.

¹⁷ Vgl. Strauß, Denkwürdigkeiten (Anm. 9), 17.

¹⁸ Vgl. dazu Fritz Schlawe, Friedrich Theodor Vischer, Stuttgart (Metzler) 1959, 197–205.

¹⁹ Bei Zeller, Briefe (Anm. 10), 192. Vgl. auch Rapp (Anm. 10), Bd. I, 190.

²⁰ Zeller, Briefe (Anm. 10), 192. Am 24. Juni 1847 schrieb Strauß an seinen Freund, den Enslinger Pfarrer Ernst Rapp (1806–1879), er habe »eine kleine Schrift über den Kaiser Julian geschrieben [...], die demnächst bei Bassermann in Mannheim gedruckt werden wird« (Zeller, Briefe, 193). Vgl. auch Strauß, Denkwürdigkeiten (Anm. 9), 17.

²¹ Dies geht aus den einleitenden Bemerkungen deutlich hervor (3f.), in denen Strauß betont, er könne sich angesichts der Vorkenntnisse seiner Hörer/Leser »auf die Höhe des Ueberblicks« stellen, und die Offenheit und Unvereinommenheit der Rezipienten preist. Vgl. hierzu auch L. M. Findlay, *Reconstruing Faith: Strauss, Vigny, and the Emperor Julian*, *Comparative Literature* 43 (1991), 246–259, 248f.

Konstantin Schlottmann, *David Strauss als Romantiker des Heidentums*, Halle (Hendel) 1878, spricht fälschlicherweise davon, Strauß habe den Vortrag in Mannheim

Strauß bot das Manuskript einem badischen Verleger an, nämlich dem Kaufmann und Landtagsabgeordneten Friedrich Daniel Bassermann (1811–1855). Der aus einer wohlhabenden Mannheimer Kaufmannsfamilie stammende Bassermann²² galt als einer der scharfzüngigsten Redner der liberalen Opposition. (So stammte von ihm der Ausspruch: »Die Regierung ist um des Volkes willen, nicht das Volk um der Regierung willen da«²³.) Schon 1844 hatte er in einer berühmten Rede vehement die Konstituierung eines deutschen nationalen Parlaments gefordert.²⁴ Ein Jahr zuvor, also 1843, hatte Bassermann mit seinem älteren Kompagnon, dem Publizisten Karl Mathy (1807–1868), in Mannheim eine Verlagsbuchhandlung gegründet. »Eigentliches Ziel der Verlagsgründung war, publizistisch für die liberale und vor allem auch für die nationale Sache zu werben.«²⁵ Das Flaggschiff des Unternehmens bildete daher die seit Mitte 1847 herausgegebene bürgerlich-liberale »Deutsche Zeitung«, für die Mathy gemeinsam mit dem Heidelberger Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus (1805–1871) u. a. editorisch verantwortlich zeichnete.²⁶ Der Publikation des »Julian« durch Bassermann und Mathy lagen also nicht nur kommerzielle Interessen zugrunde (sowenig diese gerade bei dem Kaufmann Bassermann angesichts der notorischen Berühmtheit von Strauß übersehen werden dürfen²⁷), sondern sie hatte auch einen kon-

gehalten (1). Harraeus spricht richtig von der »zum Vortrage umgearbeitete[n] Darstellung«, behauptet dann aber, Strauß habe sie *anschließend* in Heilbronn und »im Winter 1847« in Heidelberg vorgetragen (Karl Harraeus, David Friedrich Strauss. Sein Leben und seine Schriften unter Heranziehung seiner Briefe dargestellt, Leipzig (Seemann) o.J. [1901; Männer der Zeit 10], 191). Diese Reihenfolge kann aus chronologischen Gründen unmöglich richtig sein und basiert offenbar auf einer falschen Kombination aus den zitierten Angaben im Brief an Vischer und den Behauptungen Hausraths, der aber eindeutig den Winter 1846/47 meint (s. o.).

²² Vgl. zu dieser Familie Lothar Gall, Bürgertum in Deutschland, Goldmann 12829 = Berlin 1989, o.O. 1991. Zum Folgenden vgl. ebenda, 247–289. Ferner Friedrich Walter, Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. II: Geschichte Mannheims vom Übergang an Baden (1802) bis zur Gründung des Reiches, Mannheim (Verlag der Stadtgemeinde) 1907, 281 f.; Axel v. Harnack, Friedrich Daniel Bassermann und die deutsche Revolution von 1848/49, HB 44, München/Berlin 1920, 7–10; Heinz Gollwitzer, Friedrich Daniel Bassermann und das deutsche Bürgertum, Schriften der Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz/Mannheimer Altertumsverein von 1859, Heft 2, Mannheim (Gesellschaft der Freunde Mannheims und der Ehemaligen Kurpfalz) 1955.

²³ Zit. nach Gall (Anm. 22), 249.

²⁴ Vgl. Gall, 259 f. Zu Bassermanns späterem Taktieren gerade in dieser Frage vgl. jedoch ebenda, 265 ff.

²⁵ Gall, 265. Vgl. auch Gollwitzer (Anm. 22), 14.

²⁶ Vgl. dazu im einzelnen Hildegard Müller, Liberale Presse im badischen Vormärz. Die Presse der Kammerliberalen und ihre Zentralfigur Karl Mathy 1840–1848, Heidelberg (Winter) 1986, 229–253.

²⁷ Vgl. dazu insbesondere den aufschlußreichen Brief Bassermanns an Mathy vom 17.11. 1842 (abgedruckt bei: v. Harnack [Anm. 22], 94–96), in dem er ihm die Teilhaberschaft an der Verlagsbuchhandlung anbietet.

kret-politischen Hintergrund: den Kampf für einen konstitutionellen Bundesstaat mit einem nationalen Parlament.²⁸

Bassermann wollte den »Julian« offenbar zunächst in Stuttgart drucken lassen. Dieser Plan scheiterte jedoch, weil die dortige Zensur Strauß – im wahrsten Sinne des Wortes – einen dicken Strich durch die Rechnung machte, wie er Vischer am 26. Juli mitteilte.²⁹ Daraufhin beauftragte Bassermann den Heidelberger Drucker G. Reichard mit der Herstellung des schmalen, gerade fünf Bogen umfassenden Bändchens. Ende August lag es gedruckt vor.³⁰

IV.

Oberflächlich betrachtet, beschäftigt sich die Abhandlung ausschließlich mit dem vierten Jahrhundert. Dem modernen Leser, der in der Gedanken- und Sprachwelt des Vormärz nicht mehr heimisch ist, fällt es daher zunächst schwer, in den zahlreichen Einzelzügen des Julian-Porträts, das Strauß zeichnet, Anspielungen auf den preußischen König zu sehen, die von den Zeitgenossen sehr wohl dechiffriert werden konnten. Wie sehr diese Schrift dem Tagesgeschehen verhaftet war, zeigt eine Bemerkung ihres Autors, der zwanzig Jahre später zugeben mußte, er selbst könne nicht mehr alle Innuendos deuten.³¹

In welcher Weise nun führte Strauß seine Leser darauf, daß mit dem »Julian« nicht nur der längst verstorbene Monarch eines seit Jahrhunderten untergegangenen mediterranen Weltreiches gemeint sein könnte, son-

²⁸ Bassermann hat sich dann später, wenn auch vergeblich, dafür eingesetzt, daß Strauß bei den Parlamentswahlen 1848 im badischen Karlsruhe aufgestellt würde, nachdem er in Ludwigsburg bereits durchgefallen war. Vgl. dazu Ludwig Mathy (Hg.), *Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846–1848*, Leipzig 1898, 218, 255. Übrigens ist Bassermann im November 1848 in seiner Funktion als Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Erzherzogs Johann in einer denkwürdigen Mission mit Friedrich Wilhelm IV. zusammengetroffen. Vgl. dazu v. Harnack (Anm. 22), 76–84; Gall (Anm. 22), 271 f., 319–321. Ferner Gollwitzer (Anm. 22), 21. Bassermann gab selbst einen Bericht über diese Reise in seinen *Denkwürdigkeiten*, Frankfurt am Main 1926, 247–278.

²⁹ »Nimm, meinen armen Julian hat die Stuttgarter Censur (da er hier gedruckt werden sollte) so zerstrichen, daß er für todt lag. Nun hat ihn der Verleger zu sich in's Badische geflüchtet, wo er die Censur ohne Anstand passirt hat und jetzt bald vollends gedruckt sein wird. Es ist aber ein gar kleines Büchlein geworden, und wird kaum über 4 Bogen reichen« (Zeller, *Briefe* [Anm. 10], 195). Vgl. Rapp (Anm. 10), Bd. I, 194. Zur württembergischen Zensur unter König Wilhelm I. vgl. Günter Stegmaier, *Von der Zensur zur Pressefreiheit*, in: *Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit. Südwestdeutsche Zeitungsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart (Konrad Theiss Verlag) 1983, 129–153, 146.

³⁰ Vgl. Ziegler, *Strauß* (Anm. 15), Bd. II, 417. Eine erste Anzeige erschien in der im gleichen Verlag erscheinenden »Deutschen Zeitung« am 6. September 1847.

³¹ Vgl. Düchting, in: *Strauß, Julian* (Anm. 5), 86. Ich habe das Originalzitat leider nicht ausfindig machen können.

dern auch der sehr lebendige Fürst eines mächtigen Staates im Herzen Europas? Dazu sei zunächst auf den Titel »Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren« verwiesen: Strauß selbst meinte später, durch den »Mittelbegriff der Romantik« seien ihm beide, Julian und Friedrich Wilhelm IV., »für einen Augenblick zu einem seltsamen Doppelbilde« zusammengeschossen.³² Nun hatte sich ein bestimmter, abwertender Gebrauch von »Romantik« in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als Schlagwort fest im politisch-intellektuellen Diskurs etabliert.³³ Allerdings unterschied sich dieser Gebrauch insofern von Strauß' Verwendung des Begriffes, als er an ein bestimmtes, rückwärts gewandtes Verständnis des *Christentums* gebunden war. Die Romantik wurde so »als eine auf die Vergangenheit bezogene christkatholische Richtung, die ins Mittelalter zurückwollte, abgestempelt.«³⁴ Heinrich Heine etwa bezeichnete 1835 die »romantische Schule in Deutschland« als »nichts anders als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben, manifestiert hatte.« Diese Poesie sei »aus dem Christentum hervorgegangen« als »eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen.«³⁵

Auch Strauß kannte diesen auf eine bestimmte Form des Christentums bezogenen Gebrauch, denn er spricht davon, daß man »romantische Dichter jüngst diejenigen genannt« habe, »welche die verblühenen Märchenwelt des mittelalterlichen Glaubens als tiefste Weisheit poetisch zu erneuern strebten.«³⁶ Auch wenn sich demnach »der Begriff der Romantik zunächst in Verbindung mit der christlichen Religion gebildet« habe, sieht er doch keinen Grund, »warum wir seine Anwendung auf dieses Gebiet beschränken sollten.«³⁷

Strauß ist zu dieser semantischen Ausweitung des Begriffes deshalb gezwungen, weil anders ihm eine Parallelisierung zwischen dem römischen Kaiser und dem preußischen König unmöglich wäre. Wie geht er dabei vor?

Er beginnt seine Ausführungen mit der Feststellung, der römische Kaiser habe häufig bei denen Sympathie gefunden, die ihn doch eigentlich hätten hassen müssen, während viele ihn getadelt hätten, deren Weltbild dem Julians sehr nahestand. Angesichts dessen gelte es, »genauer zuzusehen, wollen wir nicht an Beurtheilern und Gegenstand irre werden, und mit unsrem eigenen Urtheil in die Irre gerathen.«³⁸ Und nun folgt ein

³² Strauß, Denkwürdigkeiten (Anm. 9), 17 f.

³³ Vgl. hierzu den Überblick bei E. Behler, Art. Romantik, das Romantische, in: HWP, Bd. VIII, 1992, Sp. 1076–1086, bes. 1081 f.

³⁴ Behler, Sp. 1081 f.

³⁵ Heinrich Heine, Die romantische Schule (1835), in: ders., Sämtliche Werke, Bd. III, München (Hanser) 1972, 263.

³⁶ Strauß, Julian (Anm. 5), 18.

³⁷ Strauß, Julian, 19 (Sperrung im Original).

³⁸ Strauß, Julian, 4.

Durchgang durch die einschlägige Julian-Literatur, der diese eigenartigen Divergenzen in der Beurteilung des Kaisers belegen soll. So stellt Strauß Äußerungen des Kirchenvaters Gregor von Nazianz und des paganen Rhetors Libanius einander gegenüber, zitiert des Pietisten Gottfried Arnolds »Unparteyische Kirchen- und Ketzer-Historie« und Edward Gibbons »Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches« und kontrastiert die Ansichten von so unterschiedlichen Verfassern wie dem Kantianer Friedrich Christoph Schlosser, dem Erweckungs- und Pektoraltheologen August Neander und dem Vertreter der Vermittlungstheologie, Carl Ullmann.³⁹

Diese eigenartige Widersprüchlichkeit in der Beurteilung des Kaisers erklärt Strauß aus der seltsamen »Verquickung des Alten und des Neuen, zum Behuf der Wiederherstellung oder besseren Conservirung des ersten«⁴⁰, die sich bei Julian finde und die Strauß als »Romantik« bezeichnet. Dementsprechend ist für ihn der römische Kaiser »ein heidnischer Romantiker auf dem Throne«. In Julians Romantik liege der Grund, warum »romantische Theologen« wie Neander und Ullmann »Fleisch von ihrem Fleische« witterten, während ein unromantischer Kopf wie Schlosser gegen ihn »Widerwille« verspüren müsse.⁴¹

Was aber genau *ist* für Strauß Romantik? Voraussetzung für Romantik ist zunächst ein epochaler Umbruch, bei dem altvertraute Werte und Weltbilder ins Wanken geraten, modern gesprochen: ein Paradigmenwechsel. Diesen Paradigmenwechsel können oder wollen Menschen einer bestimmten geistigen Disposition nicht mitvollziehen, wobei Strauß diese nur relativ vage als »Menschen, in denen Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überwiegt«, und als »Seelen von mehr Wärme als Helle« charakterisiert. Statt dessen bemühen sie sich darum, das Alte, Abgetane zu repristinieren. Sie sind dazu aber nicht mehr in der Lage, weil sie selbst bereits unter dem Einfluß des Neuen stehen. Ihr »alter« Glaube ist aus diesem Grunde nicht mehr »ächt«, d. h. das Gemüt unbewußt bestimmend und beherrschend, sondern erlernt, Produkt eines Willensaktes und insofern künstlich. Der Romantiker will diese Veränderung indessen nicht wahrhaben und flüchtet sich in ein »phantastisches Dunkel«, das Strauß »Mysticismus« nennt und das wohl in moderner Terminologie als »Nostalgie« zu bezeichnen wäre. Darin liegt ein Moment des Selbstbetrugs, weil der Romantiker im tiefsten Inneren durchaus um die Willkürlichkeit und Künstlichkeit seines Glaubens weiß. In diesem Sinne sind für Strauß »Selbstverblendung und innere Unwahrhaftigkeit« konstituierende Komponenten seines Romantikbegriffs.⁴²

³⁹ Vgl. zu den bibliographischen Nachweisen Düchting, in: Strauß, Julian, 90–92.

⁴⁰ Strauß, Julian, 17 f.

⁴¹ Strauß, Julian, 19 f.

⁴² Strauß, Julian, 20 f.

Diese These wird nun am Beispiel der restaurativen Religionspolitik Julians illustriert. Punkt für Punkt werden die Maßnahmen des Kaisers in dieser Hinsicht aufgezählt: seine Wiederherstellung des alten Götterglaubens, der aber entweder rationalistisch aufgelöst oder neuplatonisch »entschärft« worden sei; seine übertriebene Frömmigkeit bei gleichzeitiger Instrumentalisierung der Orakel für politische Zwecke; die Normierung des traditionellen Kultus in allen Details bei gleichzeitiger Übernahme der christlichen Armenpflege und Bußdisziplin; sein Philojudaismus, sein Schulgesetz, seine »mystisch hohe Vorstellung von der Würde und dem Berufe des Herrschers«, seine Affektiertheit und Eitelkeit, seine politische Unbeständigkeit; ja, auch auf Julians Aussehen geht Strauß ein und beschreibt sein exzentrisches Gebaren in allen Einzelheiten.

Doch Strauß stellt nicht nur Gemeinsamkeiten zwischen dem heidnischen Romantiker Julian und den »christlichen Romantikern« fest; vielmehr bestimmt er auch deren Differenzen, wobei diese Unterscheidung – wie Strauß eigens betont – »schwerlich zu seinem [sc. Julians] Nachtheil ausschlagen dürfte«. ⁴³ Von seinem griechischen Erbe her verteidigte der römische Kaiser die Geistesfreiheit gegenüber dem »blinden Glauben«, auf den »die ganze Weisheit des Christenthums« hinausläuft. Er verfügte noch über den griechischen »Natarsinn«, »auf welchem sein ganzes Religionssystem ruht«. ⁴⁴ Aus dem Römertum hatte er die »kriegerische Tüchtigkeit« bewahrt, mit der auch »seine körperliche Abhärtung, seine Bedürfnislosigkeit und Mäßigkeit« zusammenhingen. ⁴⁵ Überdies war er politisch liberal eingestellt, »ein Freund der alten republicanischen Staatseinrichtungen«. ⁴⁶ Auch sein Tod war »der eines alten Weisen« und ähnelte dem des Sokrates. ⁴⁷

Abschließend faßt Strauß den Doppelcharakter Julians, das Anziehende und Abstoßende zusammen, so geschickt auf die Einleitung zurücklenkend: »Uns Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben, und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten, ist Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider, und in dieser Hinsicht, formell gleichsam, finden wir uns zu seinen christlichen Gegnern hingezogen, welche damals das neue Princip des Fortschritts und der Zukunft vertraten. Aber materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der

⁴³ Strauß, Julian, 47.

⁴⁴ Strauß, Julian, 48.

⁴⁵ Strauß, Julian, 48.

⁴⁶ Strauß, Julian, 49.

⁴⁷ Strauß, Julian, 50.

geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind. In dieser Hinsicht, auf den Inhalt seiner Ideale und Bestrebungen, fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung, in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Princip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens, zu uns spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden, unsere Aufgabe und unser Pathos ist.«⁴⁸

Strauß endet seinen Traktat mit einer Bemerkung zu den Worten *Νενίκηκας, Γαλιλαῖε* – »Du hast gewonnen, Galiläer!«, die dem sterbenden Julian später von den Christen untergeschoben wurden: »Die Lüge ist nicht ohne Sinn, ja sie enthält eine allgemeine, auch für uns tröstliche Wahrheit: die nämlich, daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß.«⁴⁹

V.

In Anbetracht der Gängigkeit des Romantik-Begriffes als eines politisch-intellektuellen Schlagworts mußte seine Verwendung im vorliegenden Traktat Signalwirkung haben. Der auffällige und teilweise bewußt unkorrekte Gebrauch von Termini aus dem Tagesgeschehen verstärkt diese Signalwirkung noch: So spricht Strauß vom »romantischen Kronprinzen«⁵⁰, bezeichnet Alypius als »Baucommissär« und »Minister«⁵¹, das religionspolitische Programm Julians als »kirchliche Restauration«⁵² und das von Julian im Palast von Konstantinopel erbaute Mithras-Heiligtum als »Schloßcapelle«⁵³.

Indessen beläßt es Strauß nicht bei diesen allgemeinen Anspielungen. Vielmehr werden die einzelnen Maßnahmen Julians bewußt so ausgewählt und dargestellt, daß sie als historische Parallelen zu Vorgehen und Auftreten Friedrich Wilhelms IV. gelesen werden können. Die von Julian erbaute Schloßkapelle ist natürlich die Friedrich Wilhelms im Berliner Schloß, die 1844 begonnen, aber erst 1853 eingeweiht wurde. Die Erwähnung des (gescheiterten) Tempelbaus in Jerusalem unter Leitung des Alypius zielt auf die Errichtung des preußisch-anglikanischen Bistums zu Jerusalem unter maßgeblicher Mitwirkung des Londoner Gesandten und

⁴⁸ Strauß, Julian, 51 f. (Sperrungen im Original).

⁴⁹ Strauß, Julian, 52 (Sperrungen im Original).

⁵⁰ Strauß, Julian, 30.

⁵¹ Strauß, Julian, 36.

⁵² Strauß, Julian, 31.

⁵³ Strauß, Julian, 34.

Freund des preußischen Königs, Christian Carl Josias von Bunsen (1791–1860), im Jahre 1841. Wenn Strauß im selben Zusammenhang von einem »romantischen Dombau«⁵⁴, spricht, so lag es für die Zeitgenossen nahe, diese (wohl bewußt unscharfe) Anspielung nicht nur auf das Jerusalemer Bistum zu beziehen, sondern gleichzeitig sowohl auf den Weiterbau des Kölner Doms, den Friedrich Wilhelm initiiert hatte, als auch auf die schon 1844 zum ersten Mal unterbrochene und schließlich 1849 aufgegebenen Errichtung des Berliner Doms. Mit den »Gottlose[n] und »Atheisten«, die Julian im Visier hat, sind die Linkshegelianer und die davon beeinflussten »Lichtfreunde« gemeint, »welche dem Glauben an den christlichen Gott und Gottmenschen entsagt« hätten und versuchten, »fortan allen geistigen und sittlichen Bedarf des Menschen lediglich aus der Erkenntniß seines eigenen Wesens zu schöpfen.«⁵⁵ In diesem Zusammenhang sind sicher auch die Bemerkungen über Julians Schulgesetz zu

⁵⁴ Strauß, Julian, 37.

⁵⁵ Strauß, Julian, 22; vgl. dort auch das Folgende. Zur Deutung auf den Hegelianismus vgl. Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 82, 93; Harraeus (Anm. 21), 196. Die hier grob skizzierte Position wurde etwa von Ludwig Feuerbach in seinem Buch »Das Wesen des Christentums« vertreten, das 1841 erschienen war und Strauß zu der Bemerkung veranlaßt hatte, es sei »die Wahrheit für diese Zeit« (Brief an Märklin vom 22.7.1846 bei Zeller, Briefe [Anm. 10], 184; kritische Ausgabe jetzt als Bd. III der Gesammelten Werke, Berlin/Ost [Akademie Verlag] 1973). Auch unter den »Lichtfreunden«, etwa in Gustav Adolf Wislicenus' Schrift »Ob Schrift, ob Geist?«, die Strauß sehr schätzte (vgl. seinen Brief vom 15.10.1847 an Vischer bei Zeller, Briefe, 197 = Rapp [Anm. 10], Bd. I, 201) wurden ähnliche Gedanken ventiliert (vgl. dazu: Jörn Brederlow, Religiöser Protest und Freiheitsbewegung im Vormärz und in der Revolution von 1848/49, Studien zur modernen Geschichte 20, München/Wien (R. Oldenbourg) 1976, 29 f.; Helmut Obst, in: J. F. Gerhard Goeters/Rudolf Mau [Hgg.], Die Geschichte der evangelischen Kirche der Union, Bd. I: Die Anfänge der Union unter landesherrlichem Kirchenregiment [1817–1850], Berlin [Evangelische Verlagsanstalt] 1992, 321 f.). Strauß selbst äußerte sich in diesem Sinne in seinem kurz nach dem »Julian« entstandenen Aufsatz »Der politische und der theologische Liberalismus« (vgl. dazu auch unten Anm. 75). Dort heißt es: »Der Mensch ist sich selbst der Nächste und Gewisseste: was er mithin als Gesetz seines eigenen Wesens erkennt, verbindlicher und köstlicher für ihn, als was man ihm als angeblichen Befehl oder Verheißung eines Gottes oder Gottessohns berichtet« (zit. nach Hausrath [Anm. 15], Bd. II, 102). Von der Gegenseite wurde diese Argumentationslinie schon 1838 in Heinrich Leos Kampfschrift »Die Hegelingen. Actenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit« scharf angegriffen. (Mir lag die zweite Auflage Halle 1839 vor.) Zur Polemik gegen Leo vgl. auch Strauß' Reaktion in seiner Dogmatik (Die christliche Glaubenslehre in ihrer Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt, 2 Bände, Tübingen/Stuttgart [Osiander] 1840/41, Bd. I, 4).

Rationalismus, Hegelianismus und Lichtfreunde waren für Friedrich Wilhelm IV. die ärgsten Feinde bei der von ihm angestrebten Kirchenreform; vgl. z. B. seine Äußerungen in dem ersten Aufsatz von 1845/46 (dazu unten Anm. 69), 450 f.; ferner David E. Barclay, Anarchie und guter Wille. Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Monarchie, Berlin (Siedler) 1995, 144–151. Zu Friedrich Wilhelms Verhältnis zu Hegel vgl. auch Ernst Lewalter, Friedrich Wilhelm IV. Das Schicksal eines Geistes, Berlin (Riepenheuer) 1938, 267–269; William J. Brazill, The Young Hegelians, New Haven/London (Yale University Press) 1970, 86.

sehen, denn hier dürfte eine Anspielung auf die restaurativen Maßnahmen unter der Ägide des preußischen Kultusministers Johann Albrecht Friedrich Eichhorn und dessen Ministerialrats Gerd Eilers vorliegen, zu denen etwa der Entzug der »*venia legendi*« Bruno Bauers 1842, die Entlassung August Heinrich Hoffmanns von Fallersleben im selben Jahr sowie die Suspendierung des Seminardirektors Friedrich Diesterweg im April 1847 per Kabinettsordre zählten.⁵⁶ Wenn Julian »vor dem Studium atheistischer Philosophensysteme warnt«, fühlt sich Strauß denn auch »an die Erlasse und Maßregeln gewisser Cultusministerien und Consistorien unserer Zeit« erinnert.⁵⁷ Die Beschreibung der engen Verbindung von Kaisertum und Priesteramt Julians findet ihr Gegenstück in Friedrich Wilhelms eigentümlicher Auffassung vom landesherrlichen Kirchenregiment, wie man sie in seinen praktischen Maßnahmen wahrnehmen zu können glaubte.⁵⁸ Und wenn Strauß die theurgischen Praktiken Julians und seiner neuplatonischen Lehrer mit der Verbindung »zwischen den Visionen des Somnambulismus und der christlichen Romantik« vergleicht, dann versteckt sich darin sicher ein Hinweis auf die berühmten »Sommernachts-träume« des preußischen Königs⁵⁹. Noch in kleinsten Nebenbemerkun-

⁵⁶ Vgl. Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 82, 94; Harraeus (Anm. 21), 190.

⁵⁷ Andere restriktive Maßnahmen richteten sich gegen Theologen wie Philipp Konrad Marheineke sowie gegen Dichter und Schriftsteller wie Ferdinand Freiligrath und Georg Herwegh. Dazu zählt auch das Verbot der »Rheinischen Zeitung« oder auch der »Hallischen Jahrbücher«.

Zur Bildungspolitik des Ministeriums Eichhorn/Eilers allgemein vgl. Mejer, Art. Eichhorn, Joh. Albr. Friedr., in: ADB, Bd. V, 1877, 737–741, 739–741; W. Hollenberg, Art. Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich, in: RE³, Bd. V, 1898, 231–234; Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des Neunzehnten Jahrhunderts, Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung 1, 3. Aufl., Berlin (Bondi) 1910, 220–223, 225 f.; Stephan Skalweit, Art. Eichhorn (1), in: NDB, Bd. IV, 1959, 376 f.; Brazill (Anm. 55), 86–94; Brederlow (Anm. 55), 18–21; Friedrich Wilhelm Kantzenbach, Gerd Eilers und Kultusminister Eichhorn. Zur Beurteilung der Ära Friedrich Wilhelms IV. (1840–1848) und seines Ministeriums, in: Oswald Hauser (Hg.), Zur Problematik »Preußen und das Reich«, Neue Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte 4, Köln/Wien (Böhlau) 1984, 247–297; J. F. Gerhard Goeters, in: ders./Mau (Anm. 55), 277–283. Zur Kirchenpolitik Martin Friedrich, Evangelische Kirchenpolitik unter dem Ministerium Eichhorn (1840–1848), Waltrip (Spenner) 1994.

⁵⁷ Strauß, Julian (Anm. 5), 35.

⁵⁸ Zum Mißverhältnis zwischen dem Selbstverständnis Friedrich Wilhelms als »Schutzherr« der Kirche und seiner tatsächlichen Religionspolitik vgl. auch unten 17 f., 37.

⁵⁹ Vgl. dazu v. a. den Brief an Bunsen vom 24. März 1840 (s. unten Anm. 69). Dazu Kurt Schmidt-Clausen, Vorweggenommene Einheit. Die Gründung des Bistums Jerusalem im Jahre 1841, AGTL 15, Berlin/Hamburg 1965, 344; Joachim Mehlhausen, Friedrich Wilhelm IV. Ein Laientheologe auf dem preußischen Königsthron, in: Henning Schröer/Gerhard Müller (Hgg.), Vom Amt des Laien in Kirche und Theologie. Festschrift für Gerhard Krause zum 70. Geburtstag, Berlin/New York (de Gruyter) 1982, 185–214, 204; Hanns Christof Brennecke, Eine heilige apostolische Kirche. Das Programm Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zur Reform der Kirche, BThZ 4 (1987), 231–251, 236–241; Walter Bußmann, Zwischen Preußen und Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. Eine Biographie, Berlin (Siedler) 1990, 120; Jürgen Krüger, Rom und Jerusalem. Die Kirchenbauvorstel-

gen wie in dem beiläufigen Hinweis auf die Förderung der Armenpflege durch Julian sind Anspielungen verborgen, versuchte der preußische König doch vergeblich, den Schwanenorden wiedereinzuführen, der dazu dienen sollte, Werke der Nächstenliebe zu vollbringen. Darüber hinaus ist die Bemerkung sicher auch auf die Gründung der Diakonissen-Krankenanstalt Bethanien auf dem Köpenicker Feld in Berlin 1845 gemünzt.⁶⁰ Ja, Strauß' Gleichsetzung Julians mit Friedrich Wilhelm erstreckt sich bis auf die Persönlichkeit und sogar bis auf das Aussehen, wenn er davon spricht, daß Julian »sich gerne reden hörte und jede Gelegenheit benützte, wo eine Rede anzubringen war«⁶¹, wenn er sich über die affektierte, eitle Frömmigkeit des Kaisers, seinen Jähzorn, seine unangebrachten Witze sowie sein exzentrisches Auftreten mokiert und sich über des Kaisers »struppigen Bart« lustig macht.⁶²

Auch dort, wo Strauß Julian von den christlichen Romantikern abgrenzt, deren »byzantinischen Despotismus«, »unumschränkte Machtfülle« und »orientalische[n] und feudalistische[n] Prunk des Königthums« er geißelt, richtet sich dies gegen das restaurative Amtsverständnis und die exzessive Bautätigkeit des preußischen Monarchen, wobei sich – wie Gerd-H. Zuchold und Jürgen Krüger erst unlängst deutlich gemacht haben – bei ihm tatsächlich eine intensive Auseinandersetzung mit frühbyzantinischer Architektur nachweisen läßt.⁶³

Um das Besondere dieser Satire in den Blick zu bekommen, wird man indessen noch schärfer zusehen und fragen müssen, gegen welche Aspekte der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. sich die Kritik von Strauß eigentlich genau richtet. Da wird schon bald deutlich, daß es – trotz der Polemik gegen den »byzantinischen Despotismus« und die »unumschränkte Machtfülle« und ungeachtet des Spotts über Friedrich Wilhelms Person – speziell die Kirchen- und Religionspolitik des preußischen Monarchen ist, an der der schwäbische Privatgelehrte Anstoß nimmt, und nicht etwa dessen Regierung in ihrer Gesamtheit. Dies mag nun in der Eigenart

lungen der Hohenzollern im 19. Jahrhundert, Acta humaniora, Berlin (Akademie) 1995, 130–132. Der König benutzte den Begriff auch sonst gerne; vgl. Mehlhausen (Anm. 59), 204, Anm. 51. Auch in seiner Korrespondenz mit Bettine von Arnim spielten Träume eine wichtige Rolle; vgl. Frank-Lothar Kroll, Friedrich Wilhelm IV. und das Staatsdenken der deutschen Romantik, EHKB 72, Berlin (Colloquium) 1990, 59 f. Von Arnold Ruge ist überliefert, er habe die Kirchenerrasse des Königs mit den Worten kommentiert: »Gut geschienen, Mond!« (bei Hausrath [Anm. 15], Bd. II, 70).

⁶⁰ Vgl. zu beiden Einrichtungen Barclay (Anm. 55), 142 f.; Krüger (Anm. 59), 166–170; Ludovica Scarpa, Gemeinwohl und lokale Macht. Honoratioren und Armenwesen in der Berliner Luisenstadt im 19. Jahrhundert, EHKB 77, München etc. (Saur) 1995, 114–155.

⁶¹ Strauß, Julian (Anm. 5), 42.

⁶² Vgl. Strauß, Julian, 45.

⁶³ Vgl. Gerd-H. Zuchold, Friedrich Wilhelm IV. und die Byzanzrezeption in der preußischen Baukunst, in: Otto Büsch (Hg.), Friedrich Wilhelm IV. in seiner Zeit. Beiträge eines Colloquiums, EHKB 62, Berlin (Colloquium) 1987, 205–231; Krüger (Anm. 59), 124–186.

dieser speziellen Schrift begründet liegen. Eine weitergehende Parallelisierung auch in anderen Aspekten wie denen der Innen-, Außen- und Wirtschaftspolitik ließ die Person Julians wohl nicht zu. Ich denke aber, daß der Grund für diese Beschränkung auch darin liegt, daß Strauß selbst politisch keineswegs radikaldemokratisch eingestellt war, sondern, wäre seine Kandidatur zur Frankfurter Nationalversammlung erfolgreich gewesen,⁶⁴ dort eher zum rechten Zentrum, zur »Casino«-Fraktion, gehört hätte, der er mit seinen Vorstellungen von einer konstitutionellen Monarchie mit einer starken Zentralgewalt unter Führung Preußens und indirektem Wahlrecht sehr nahestand.⁶⁵ Zur Durchsetzung dieser Ziele war er ein Jahr

⁶⁴ Vgl. zur gescheiterten Kandidatur Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 107–148; Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 426–437; Harraeus (Anm. 21), 204–209; R. Krauß, D. Fr. Strauß im Jahre 1848, WVLG 18 (1909), 161–172; Horton Harris, David Friedrich Strauss and His Theology, SJThS. MS, Cambridge 1973, 161–177; Bernhard Mann, Die Württemberger und die deutsche Nationalversammlung 1848/49, Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 57, Düsseldorf (Droste) 1975, 77–79, 86 f., 219, 270, 398 f. u. ö.

⁶⁵ Zu den politischen Vorstellungen von Strauß vgl. v. a. die »Sechs theologisch-politischen Volksreden«, in: ders., Gesammelte Schriften, hg. von Eduard Zeller, Bd. I, Bonn (Emil Strauß) 1876, 237–272. Ferner die bei Hausrath (Anm. 15), Bd. II, Beilagen 4–8, 10–16 abgedruckten Äußerungen aus und direkt nach seiner Zeit als Landtagsabgeordneter sowie das bei Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 438–464; Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 98–107; Harraeus (Anm. 21), 198–202 und Kohut (Anm. 13), 125–159 zusammengetragene und kommentierte Material. Die Erinnerungen an diese Zeit finden sich in den »Literarischen Denkwürdigkeiten« (Anm. 9), 18–22. Über politischen Fragen kam es 1848/49 ja dann auch zu Spannungen mit Vischer. Vgl. hierzu die Briefe bei Zeller, Briefe (Anm. 10), 207 f., 238–241 = Rapp (Anm. 10), Bd. I, 212–214, 222–225, wo die (bildungs-)elitäre Einstellung von Strauß deutlich zutage tritt. Hier finden sich Sätze wie: »Einer Natur wie der meinigen [so Zeller; Rapp: »wie die meinige«] war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Bärte begegneten. [...] Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten. ›Odi profanum vulgus et arceo‹ ist und bleibt mein Wahlspruch« (Zeller, Briefe, 207 f. = Rapp, Bd. I, 213). »Unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existieren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich so absolut Negierendes entgegengetreten war« (Zeller, Briefe, 239 = Rapp, Bd. I, 224). Zum Verhältnis Strauß-Vischer in dieser Zeit vgl. auch Ziegler, Strömungen (Anm. 56), Bd. II, 461–464; Adolf Rapp, Friedrich Theodor Vischer und die Politik, Beiträge zur Parteigeschichte 3, Tübingen (Mohr) 1911, 11–13, 55, 84 mit Anm. 97, u. ö.; Schlawe (Anm. 18), 215 ff.; zur Abneigung von Strauß gegenüber dem Sozialismus Wilhelm Lüttger, Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende, Bd. III: Höhe und Niedergang des Idealismus, BFChTh.M 10, Gütersloh (Bertelsmann) 1925, 275 ff. Anton Springer spricht denn auch im Rückblick davon, daß Strauß es zu jener Zeit nicht vermocht habe, »gewisse Züge eines spießbürgerlichen Konservatismus zu verwischen« (Aus meinem Leben, [Anm. 7], 113).
Zu den politischen Vorstellungen der »Casino«-Fraktion vgl. Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München (C. H. Beck) ³1985, 386 f., 611.

später sogar bereit, Friedrich Wilhelm IV., den ihm innerlich völlig fremden Fürsten,⁶⁶ als deutschen Kaiser zu akzeptieren, den er »für keinen schlimmen Charakter« hielt und von dem er glaubte, er sei politisch »jetzt wirklich umgestimmt« und gefalle sich »heute ebenso in der Rolle des constitutionellen Herrschers, wie er sich bis gestern in der des mittelalterlichen Feudalkönigs« gefallen habe.⁶⁷ Tatsächlich trugen ja in erster Linie Differenzen in diesen grundsätzlichen politischen Fragen dazu bei, daß Strauß im Dezember 1848 sein Landtagsmandat niederlegte.⁶⁸

Ein unüberbrückbarer politischer Gegensatz bestand aber zwischen Strauß und Friedrich Wilhelm in der Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche. Friedrich Wilhelm wollte zwar das landesherrliche Kirchenregiment abschaffen;⁶⁹ aber er sah sich doch als »Band [...], welches Staat

⁶⁶ In seinen »Literarischen Denkwürdigkeiten« meinte Strauß: »Wenige Menschen waren mir so unsympathisch, wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ...« ([Anm. 9], 17). Eine differenzierte, scharf beobachtete Charakterisierung gab er im Jahre 1861 im »Reimarus«: Friedrich Wilhelm IV. sei »eine Verkörperung dessen, was das neunzehnte Jahrhundert ist, sofern es das achtzehnte verleugnet. Ueberfluß an Geist, aber Mangel an Menschenverstand; Gefühl nur gar zu viel, aber Charakter doch gar zu wenig; mehr Edelmut als Rechtlichkeit; Andacht ohne Ernst der Gesinnung; vornehme geschichtliche Liebhaberei ohne gesunden geschichtlichen Trieb, ohne die Lust und die Kraft, von dem Blättern in dem Bilderbuche der Vergangenheit hinweg einen männlichen Schritt in die Zukunft hinein zu thun« (Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, in: David Friedrich Strauß, Gesammelte Schriften, hg. von Eduard Zeller, Bd. V, Bonn [Emil Strauß] 1877, 234 f.).

⁶⁷ Strauß, Volksreden (Anm. 65), 246. Ein Jahr später schrieb er freilich wieder an Märklin: »Du wirst sehen, daß der König von Preußen noch fort muß. Er ist, und zwar für alle Parteien gleicherweise, unbrauchbar.« (Brief vom 5.5.1849 bei Zeller, Briefe [Anm. 10], 242). Zur Preußen-Frage hat sich Strauß auch später geäußert; vgl. z. B. sein für seine damalige politische Haltung aufschlußreiches fiktives Gespräch »Preußen und Schwaben« in den Preußischen Jahrbüchern 19 (1867), 186–199, eine Replik auf den oben Anm. 13 zitierten Artikel in der Deutschen Vierteljahrs-Schrift; ferner Ziegler, Strömungen (Anm. 56), Bd. II, 643–650.

⁶⁸ Vgl. dazu Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 148–181; Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 438–464; Harraeus (Anm. 21), 209–219; Krauß (Anm. 64), 167–172; Harris (Anm. 64), 167–177.

⁶⁹ Friedrich Wilhelms Auffassungen seines landesherrlichen Kirchenregiments sind in der Hauptsache zu finden in dem Memorandum an Bunsen vom 24. März 1840 (der Text bei: Leopold von Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, in: ders., Sämtliche Werke, hg. von Alfred Dove, Bd. 49/50, Leipzig (Duncker & Humblot) 1887, 341–584, 372–392), in zwei Aufsätzen von 1845/46 (abgedruckt als Anlagen VII und VIII bei Ernst Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795–1877, hg. von Jakob von Gerlach, Bd. II, Schwerin (Bahn) 1903, 444–510) und in einem Kirchenverfassungsentwurf von 1847/48 (in: Johannes Heckel, Ein Kirchenverfassungsentwurf Friedrich Wilhelms IV. von 1847, ZSRG. K 12 [1922], 444–459; auch in: ders., Das blinde, undeutliche Wort »Kirche«. Gesammelte Aufsätze hg. von Siegfried Grundmann, Köln/Graz 1964, 434–453); zur dort vertretenen Sicht des Verhältnisses von Staat und Kirche vgl. Heckel, ebenda; Schmidt-Clausen (Anm. 59), 343–362; Mehlhausen (Anm. 59), 208 f., 211; Brennecke (Anm. 59), passim; Bußmann (Anm. 59), 121 f.; Goeters, in: ders./Mau, (Anm. 55), 272–277; Barclay (Anm. 55), 133–143; Krüger (Anm. 59), 124–132.

und Kirche eint«⁷⁰ und als »oberster Ordner [!] und Schirmherr der Kirche«⁷¹ und hat sich so keineswegs gescheut, ihm unliebsamen kirchlichen Entwicklungen mit allem Nachdruck entgegenzutreten.⁷² Strauß hingegen hat immer wieder für die strikte Trennung von Thron und Altar plädiert, wohl nicht zuletzt aus biographischen Gründen heraus: Durch den gegenwärtigen Zustand, in dem der Erweckungsbewegung sozusagen der Status einer Hoftheologie zuerkannt war, mußten sich Abweichler von der vom Monarchen favorisierten theologischen Richtung wie Strauß selbst in ihrer Existenz bedroht sehen.⁷³ Kaum zufällig weist Strauß ja auch auf Julians bzw. Friedrich Wilhelms »Kabinettsordren« gegen Dissidenten hin, wobei hier v. a. an die verschiedenen Maßnahmen gegen die »Lichtfreunde« bzw. gegen die »Freien Gemeinden« zu erinnern ist,⁷⁴ mit denen Strauß zu dieser Zeit in Kontakt stand.⁷⁵ Über die kirchenpolitischen Aktivitäten des preußischen Monarchen hinaus nimmt Strauß daher auch diesen bestimmten Typus der Theologie ins Visier, der seines Erachtens nicht nur Kanzel und Katheder, sondern auch das Kabinett dominiert. Ich meine also, daß Strauß, wenn er auf den »Neuplatonismus« Julians abhebt, weniger die Schellingsche Naturphilosophie im Blick hat, wie in der Forschung immer wieder behauptet worden ist⁷⁶ – so sehr Schelling

⁷⁰ An Bunsen (Anm. 69), 381.

⁷¹ Bei Gerlach (Anm. 69), 503; vgl. auch An Bunsen (Anm. 69), 381 f.

⁷² Vgl. dazu auch unten 37.

⁷³ Vgl. dazu etwa Strauß, Volksreden (Anm. 65), 253, 256 f., 262, 264 f. Ferner bereits in Strauß, Glaubenslehre (Anm. 55), Bd. II, 613–621 und dazu Jean-Marie Paul, D. F. Strauss (1808–1874) et son époque, Publications de l'Université de Dijon 61, Paris (Soc. les Belles Lettres) 1982, 324–326. Zur Berliner Erweckungsbewegung vgl. Erich Beyreuther, Die Erweckungsbewegung, KIG 4/R 1, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1963, 33–36; Horst Stephan/Martin Schmidt, Geschichte der evangelischen Theologie in Deutschland seit dem Idealismus, 3. Aufl., Berlin/New York (de Gruyter) 1973, 132–142; Flückiger in: Felix Flückiger/Wilhelm Anz, Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert, KIG 4/P, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1975, P 62–74; Gerhard Ruhbach, in: Goeters/Mau, (Anm. 55), 159–174 (mit umfangreicher Bibliographie).

⁷⁴ Vgl. Strauß, Julian, 38 f.; dazu Ferdinande Kampe, Geschichte der religiösen Bewegung der neuern Zeit, 4 Bände, Leipzig 1852–1860, Bd. III, 252–302; Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 84–86; Karl Kupisch, Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, KIG 4/R 2, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1966, R 60; Brederlow (Anm. 55), passim; Helmut Obst, in: Goeters/Mau, (Anm. 55), 317–332; Gerhard Besier, Religion – Nation – Kultur. Die Geschichte der christlichen Kirchen in den gesellschaftlichen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts, Neukirchen-Vluyn (Neukirchen) 1992, 37–40; Barclay (Anm. 55), 146 ff.

⁷⁵ So erschien sein Aufsatz »Der politische und theologische Liberalismus« in der von Gustav Adolf Wislicenus, dem Begründer der »Freien Gemeinde« in Halle, herausgegebenen Zeitschrift »Kirchliche Reform. Monatsschrift für freie Protestanten aller Stände« 1848, Heft 3; dazu Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 98–105; Harraeus (Anm. 21), 198–200.

⁷⁶ Vgl. bereits Taillandier (s. u. Anm. 138), 417 f.; Hausrath, Bd. II, 90; Harraeus, 196; Carl Schmitt, Politische Romantik, München/Leipzig (Duncker & Humblot) 1925, 215, der außerdem noch »an Creuzers Symbolik und ihre philosophische Umgestaltung aller Begriffe der christlichen Theologie« denkt (wohl im Hinblick auf Strauß, Julian, 19 f.).

Friedrich Wilhelm beeinflusst hat.⁷⁷ Vielmehr ist seine Kritik in erster Linie *theologischer Natur*. So polemisiert er gegen den romantischen Theologen, der sich mühe, »durch philosophische und ästhetische Zuthaten den abgestandenen theologischen Kohl wieder genießbar und verdaulich zu machen.«⁷⁸ Der Romantiker sei immer auch gleichzeitig Rationalist. So habe auch der Romantiker Julian den mythischen Charakter der Göttersagen klar erkannt, indem er nämlich in ihnen »Erzählungen von Dichtern« sah, »in welchen, wie er sich ausdrückt, dem Göttlichen immer auch viel Menschliches beigemischt sich findet«. Der Verfasser des »Lebens Jesu, kritisch bearbeitet« fügt hinzu: »Wann wird die christliche Welt einmal diesen einfachen Satz auch in Betreff ihrer Evangelien anerkennen? Wie lange werden denselben, so offen der Thatbestand auch vorliegt, Heuchler und Bibelschmeichler noch verleugnen dürfen?«⁷⁹ Eines Tages, ist Strauß sich sicher, werde man auch die neutestamentlichen Schriften vom historischen Standpunkt aus betrachten.⁸⁰

Die theologische Richtung, gegen die Strauß hier polemisiert, wird durch zwei Namen repräsentiert: Schleiermacher und Neander. Deren Theologie vergleicht er mit der »Götterwelt Plutarch's und Plotin's, des Libanius und Julian«. Sowenig wie in letzteren Homer und Hesiod ihren Olymp wiedererkannt hätten, so wenig würden »in Neander's Christenthum ein Paulus und Johannes das ihrige, in Schleiermacher's christlichem Glauben ein Luther und Calvin in ihren erkennen.«⁸¹ Ein paar Seiten später parallelisiert er die »philosophische Umgestaltung des heidnischen Olymps« mit »den Umdeutungen [...], welche christliche Romantiker in Theologie und Philosophie mit dem Gottesbegriff, der Dreieinigkeits- und Engellehre des christlichen Himmels vorge-

⁷⁷ Vgl. Kroll (Anm. 59), 68 ff. Friedrich Wilhelm berief Schelling 1841 »als Gegengewicht zu den preußischen Hegelianern« (Kroll, 68) nach Berlin. Ferner Ziegler, *Strömungen* (Anm. 56), 235–240; Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Philosophie der Offenbarung* 1841/42, hg. von Manfred Frank, Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1977, 391–503 (mir nicht zugänglich).

⁷⁸ Strauß, Julian, 18. Vgl. dazu auch ders., *Glaubenslehre* (Anm. 55), Bd. I, 70: »Bei Manchen ist die Einigung des christlichen und modernen Elementes nur die durcheinander gerüttelten Oels und Wassers, die nur so lange vermischt erscheinen, als das Rütteln dauert; während noch andere, und zum Theil nicht unberühmte Dogmatiken gar (das Bild ist nicht unedler als die Sache) einer Wurstmasse gleichen, in der etwa die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, SCHLEIERMACHER'sche Theologie den Speck, und HEGEL'sche Philosopheme das Gewürz vorstellen. Das sind jene Mischungen, in denen das Abgestandene durch allerlei Zuthat wieder schmackhaft gemacht werden soll ...« Strauß meinte später, er habe dabei in erster Linie den Vermittlungstheologen Karl Immanuel Nitzsch im Blick gehabt; vgl. Strauß, *Preußen und Schwaben* (Anm. 67), 193: »Damit meinte ich damals vor Allem das System der christlichen Lehre von Nitzsch; was seitdem an dogmatischen Werken erschienen ist, hat größtentheils gewetteifert, meinen Worten die umfassendste Anerkennung zu sichern.«

⁷⁹ Strauß, Julian, 28 f.

⁸⁰ Strauß, Julian, 40 f.

⁸¹ Strauß, Julian, 23 (Sperrungen im Original).

nommen« hätten.⁸² Diese Gefühlstheologie ist um so bedenklicher, weil sie auf Friedrich Wilhelm einen nachhaltigen Einfluß ausübt und somit kirchenpolitische Bedeutung erlangt.⁸³ Denn Friedrich Wilhelm holt nach seiner Thronbesteigung »seine Lehrer und Erzieher« an seinen Hof, die durch die Erweckungstheologie beeinflusst sind, wie Strauß an anderer Stelle – wiederum unter der Maske des Julian – betont.⁸⁴ Gedacht ist hierbei sicher an Männer wie Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, die Brüder von Gerlach, Joseph Maria von Radowitz und Bunsen, die alle im Leben des jungen Kronprinzen eine wichtige Rolle gespielt hatten und später zum engsten Beraterkreis des Königs gehörten.⁸⁵

VI.

Ist die Vermutung richtig, daß der »Julian«, was seine zeitkritischen Aspekte anbetrifft, weniger allgemein-politisch als vielmehr kirchenpolitisch-theologisch ausgerichtet ist, so ist er in dieser Hinsicht von vielen Zeitgenossen wie Nachgeborenen mißverstanden worden, die, wohl mißleitet von Strauß' Expektorationen gegen die Person Friedrich Wilhelms, in der Schrift ganz allgemein eine »politische« Satire, Parodie oder dergleichen sahen. Ich möchte in diesem letzten Teil einige Stationen dieser Rezeptionsgeschichte nachzeichnen, um meine These zu illustrieren.

Unter den Freunden des Verfassers stieß der »Julian«, den Strauß-Biograph Karl Harraeus immerhin »zu dem Geistreichsten und Interessantesten« rechnete, »was Strauß veröffentlicht hat«,⁸⁶ sofort auf begeisterte Zustimmung. Vischer lobte: »Das materiell Erforschte ist zur fein-

⁸² Strauß, Julian, 26. Zur Interpretation dieser theologischen Lehrstücke bei Schleiermacher vgl. z. B. Emanuel Hirsch, Geschichte der neuern evangelischen Theologie im Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen des europäischen Denkens, Bd. V, Gütersloh (Mohn) 1954, 325–331. Zu Neander ebenda, 115–118.

⁸³ Zum Einfluß Schleiermachers und Neanders vgl. Bußmann (Anm. 59), 119 f. (mit einer höchst problematischen Beurteilung des letzteren). Ferner Ewald Schaper, Die geistespolitischen Voraussetzungen der Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Stuttgart 1938, 23–26, 50 ff.; Lewalter (Anm. 55), 257–278; Kroll (Anm. 59), 31. Strauß hatte sich schon 1843 in einer Xenie spöttisch zu diesem Thema geäußert: »Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam: // Über eines jedoch bin ich noch immer erstaunt. // Denkt nur: aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte // Kerzen zum höheren Preis, als man für ganze bezahlt. // Solche nur sollen beleuchten den Hof – Ihr lächelt und glaubt's nicht? // Fragt nur Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort schätzt« (mitgeteilt bei Ziegler, Strömungen [Anm. 56], Bd. II, 414).

⁸⁴ Strauß, Julian, 39, 42 f.

⁸⁵ Vgl. Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 70 f.; Hermann v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm der Vierte, Stuttgart 1900, 17–24; Lewalter (Anm. 55), 351 f.; Lütgert (Anm. 65), 382–419; Mehlhausen (Anm. 59), 192 f.; Bußmann (Anm. 59), 109 f.; Ruhbach, in: Goeters/Mau, (Anm. 55), 171; Goeters, in: ebenda, 273; Barclay (Anm. 55), 94–119, 120–128.

⁸⁶ Harraeus (Anm. 21), 191.

sten Juwelier-Arbeit eingeschmiedet, deren Brillantlichter aber lauter feine listige Dolche sind. Oder es ist wie ein schöner, glattpelziger Raup; nimmt man ihn in die Hand und bekommt nachher ein Jucken und Beißen, die feinen Haare sind mit verborgenen Widerhaken in die Haut gedrungen.« Und er prophezeite: »Das Ding muß in Preußen seine Wirkung tun.«⁸⁷ Strauß war sich seiner Arbeit weniger sicher⁸⁸ und klagte Vischer am 15. Oktober, sein Julian schein »unbekannt zu bleiben. Schwegler könnte wohl für die Weserzeitung ein Artikelchen schreiben, das ihn – nicht lobt, sondern nur drauf aufmerksam macht.«⁸⁹

Doch Strauß' Befürchtungen stellten sich schon bald als voreilig heraus. Das Büchlein war kaum annonciert, da notierte der Diplomat und Publizist Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) bereits am 14. September mit spitzer Feder in seinem Tagebuch: »Ein merkwürdiges Schriftchen, zusammengesetzt aus stechenden Anspielungen; sie würden noch stärker wirken, hätte der Vortrag etwas feinere litterarische Ausbildung, die bestimmten Andeutungen auf die Gegenwart müßten fehlen. – Ich habe schon vor Jahren unsres Königs mittelalterliche Bestrebungen mit den Rückwirkungen des Kaisers Julianus verglichen und in diesem Frühjahr, beim Lesen Gibbon's, öfters davon gesprochen.«⁹⁰

Gemessen an seinem bescheidenen Umfang, hat der »Julian« denn auch ein erstaunlich breites Echo gefunden, wobei ihm wohl nicht zuletzt die Prominenz seines Verfassers zugute gekommen ist. Dem Doppelcharakter des Werkchens entsprechend – einerseits historische Darstellung, andererseits zeitkritisches Pamphlet – lassen sich auch wirkungsgeschichtlich zunächst zwei Beurteilungslinien unterscheiden.

Speziell von den Fachhistorikern wurde der »Julian« als historische Schrift gelesen und hat so auch Eingang gefunden in die Literatur, die sich mit dem römischen Kaiser beschäftigt.⁹¹ Der Strauß-Biograph Theobald

⁸⁷ Rapp (Anm. 10), Bd. I, 198 f.

⁸⁸ Rapp, Bd. I, 199 (Strauß an Vischer, ohne Datum; im September 1847): »Deine Zufriedenheit mit meinem Julian ist mir umso tröstlicher gewesen, je unsicherer meine Hand und auch mein Urteil immer noch ist.«

⁸⁹ Rapp, Bd. I, 200.

⁹⁰ Varnhagen v. Ense, K(arl) A(ugust), Tagebücher, hg. von Ludmilla Assing, Bd. IV, Leipzig 1862, 140. Zu Varnhagen vgl. etwa Konrad Feilchenfeldt, Varnhagen von Ense als Historiker, Amsterdam 1970.

⁹¹ Der »Julian« wird z. B. – außer in der im folgenden angeführten Fachliteratur – zitiert bei Friedrich Rode, Geschichte der Reaction Kaiser Julians gegen die christliche Kirche, Jena 1877; dazu Bouffartigue (Anm. 4), 97 f.; H.-Adrien Naville, Julien l'Apostat et sa philosophie du polythéisme, Paris 1877, VI; Gerald Henry Randall, The Emperor Julian. Paganism and Christianity, Cambridge 1879, X, 95 f., 297; Adolf (von) Harnack, Art. Julian (»Apostata«), der Kaiser, in: RE³, Bd. VII, 1880, 285–296, 287; Hans Raeder, Kaiser Julian als Philosoph und religiöser Reformator, CM 6 (1944), 179–193; wieder abgedruckt in: Richard Klein (Hg.), Julian Apostata, WdF 509, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1978, 206–221. Ansonsten verzeichnen ihn die neueren Darstellungen zu Julian (z. B. von Bidez, Browning, Bowersock, Athanassiadi-Fowden) nicht mehr.

Ziegler (1846–1918) meinte gar überschwenglich, das Büchlein sei »rein wissenschaftlich das Beste gewesen, was bis dahin über diesen merkwürdigen Mann geschrieben worden war.«⁹² Insbesondere das Schlagwort von Julian als einem »Romantiker« begegnet hier mitunter.⁹³ Wenn indessen von fachhistorischer Seite eine explizite Auseinandersetzung mit Strauß' Büchlein stattfand, so geschah dies meist, um sich von ihm abzugrenzen. Der Althistoriker Gottlob Reinhold Sievers (1811–1866) erwaht sich durch die Lektüre des »Romantikers auf dem Throne der Cäsaren« nicht veranlaßt, die Überschrift des Kapitels »Die Reaction unter Julian« in seiner Libanius-Biographie zu ändern.⁹⁴ Richard Förster (1843–1922) bemerkte in seiner Darstellung des Julian-Bildes in der Dichtung, »der große Erfolg« der Straußschen Schrift beruhe »viel mehr auf der versteckten Parallele zwischen Julian und König Friedrich Wilhelm IV.« als auf einer überzeugenden Charakteristik des römischen Kaisers.⁹⁵ Johannes Geffcken (1861–1935) meinte in seiner Julian-Biographie, es sei bekannt »wie tief« die Schrift des »Rationalisten« Strauß hinter den Arbeiten August Neanders und Karl von Hases zum Thema »in den Schatten« trete.⁹⁶ Gleichwohl mußte er zugeben: »Julian ist durchaus Mystiker und gelegentlich auch Romantiker – so ganz Unrecht hatte D. Fr. Strauß nicht –, und doch nie ganz Träumer, er scheint oft völlig ein Mann der Praxis und darf sich selbst gern ausschließlich als Soldaten bezeichnen.«⁹⁷

Der Straßburger Orientalist Theodor Nöldeke (1836–1930) setzte sich in einer längeren Anmerkung mit dem »Julian« auseinander. Er gibt zwar zu, die »Schwächen« des Kaisers seien »meisterhaft gezeichnet«, doch sehe es »nach dieser Schilderung fast aus, als ob seine christlichen Gegner durchgängig freieren Geistes, Leute wahren Fortschritts gewesen wären.« Dies sei »denn doch aber nicht der Fall«. Julians »unschuldiger Aberglaube, sein Eifer für Opfer und Mysterien, sein Streben, in den Mythen tiefe Weisheit zu finden«, seien »doch gewiss nicht härter zu beurteilen als der Aberglaube und die dogmatischen Grübeleien der damali-

⁹² Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 418. Vgl. auch Albert Lévy, David-Frédéric Strauß. La vie et l'œuvre, Paris 1910, 145, Anm. 1: »D'abondantes citations d'auteurs grecs et latins ne permettent pas de contester l'exactitude historique de cette satire contemporaine.«

⁹³ Vgl. z. B. J.F.A. Mücke, Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen, II. Abt.: Julian's Leben und Schriften, Gotha 1869, Vorwort (unpaginiert).

⁹⁴ »Schon hatte dieser Abschnitt seine Ueberschrift erhalten, wenigstens war unter ihr das Material dazu gesammelt worden, als mir »der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren« erst zu Gesicht kam. Ich bin dadurch nicht bewogen worden, die Ueberschrift zu ändern« (Das Leben des Libanius. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Gottfried Sievers, Berlin 1868, 103, Anm.).

⁹⁵ Förster (Anm. 2), 47 f.

⁹⁶ Johannes Geffcken, Kaiser Julianus, Das Erbe der Alten 8, Leipzig 1914, 123. Zu Geffcken vgl. Gerhard Baader, in: NDB, Bd. VI, 1964, 128 f.

⁹⁷ Geffcken, 124.

gen Christen, welche die Welt mit Blut und Zerstörung erfüllten.« Nöldeke weist ferner darauf hin, Julian habe es im Gegensatz zu den »meisten christlichen Kaisern jener Zeit« verschmäht, »seine Gegner mit Gewalt zu unterdrücken.« Und das antichristliche Schulgesetz lasse sich deshalb rechtfertigen, weil das Christentum damals »gewaltig« »um sich griff und die letzten Reste antiker Bildung gefährdete.«⁹⁸

Die in dieser Hinsicht gewichtigste Stellungnahme stammte indessen aus der Feder des jungen Stuttgarter Gymnasiallehrers und Klassischen Philologen Wilhelm Sigmund Teuffel (1820–1878),⁹⁹ die 1847 im Novemberheft der »Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung« erschien.¹⁰⁰ Teuffel hatte sich u. a. durch den »Julian«-Artikel, der in der von ihm mitherausgegebenen »Realencyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft« im Vorjahr veröffentlicht worden war, und durch einen Aufsatz über »Kaiser Julianus und seine Beurteiler«¹⁰¹ als ein Kenner des römischen Prinzeps ausgewiesen.¹⁰² Teuffel lobte zwar die gelungene »Darstellung von Julians theologisch-philosophischem System«, deren politische Implikationen er keineswegs verkannte.¹⁰³ Doch äußerte er Bedenken gegenüber der Leitthese, daß Julian Romantiker gewesen sei. Strauß' Romantikbegriff, so Teuffel, sei »viel zu weit und zu formal«. Nicht jeder Reaktionär als solcher sei Romantiker, sondern es komme »dabei ganz wesentlich auf die Beweggründe und den Ausgangspunkt an«.¹⁰⁴ Im Gegensatz zu Strauß' »rein logischer« Fassung des Begriffs will ihn Teuffel historisch als Gegenbewegung zur Aufklärung verstanden wissen. Sein Wesen liege im »phantastisch Poetischen«¹⁰⁵. Teuffel fährt fort: »Die Romantik ist historisch und begrifflich die Gegenfüßlerin der Aufklärung, und so wenig diese mit dem Fortschritt überhaupt identisch ist, ebensowenig sind Romantiker und Reactionär Wechselbegriffe. Jeder Romantiker ist Reactionär, aber nicht jeder Reactionär ist Romantiker.«¹⁰⁶ Die Romantiker konstruierten einen künstlichen Gegensatz zwischen Geist oder Poesie und Natur und priesen als am meisten poetisch das, »was wider die Naturgesetze und das auf sie gebaute Bestehende am schneidendsten anliefe«. »Prototyp« des Romantikers in diesem Sinne ist

⁹⁸ Th(eodor) Nöldeke, Ueber den syrischen Roman von Kaiser Julian, ZDMG 28 (1874), 263–292.

⁹⁹ Über ihn vgl. Friedrich Koldewey, in: ADB, Bd. XXXVII, Berlin 1894, 611–615. Teuffel wurde 1849 in Tübingen zum außerordentlichen, 1857 zum ordentlichen Professor für Klassische Philologie ernannt.

¹⁰⁰ Teuffel (Anm. 11).

¹⁰¹ ZGW 5 (1846), 405–439; gekürzt auch in: ders., Studien (Anm. 11), 224–234.

¹⁰² Wilhelm [Sigmund] Teuffel, Art. Flavius Claudius Julianus in: RECA, Bd. IV, 1846, 401–413. Strauß zitiert diese Arbeit in Anm. 65.

¹⁰³ Teuffel (Anm. 102), 537.

¹⁰⁴ Teuffel, 536.

¹⁰⁵ Zu diesem Romantik-Begriff vgl. auch Behler (Anm. 33), Sp. 1078–1081.

¹⁰⁶ Teuffel, 536 (Sperrungen im Original).

ihm Novalis.¹⁰⁷ Bei Julian sei hingegen von »phantastischer Poesie« »blutwenig« zu entdecken. Strauß' Tendenz zur Typisierung verführe ihn dazu, allgemeine Wahrheiten zu äußern, die sich entweder – modern gesprochen – schlecht historisch verifizieren ließen oder aber einfach falsch seien. Denn »nicht an der inneren Unmöglichkeit seines Beginns« sei Julian gescheitert, wie von Strauß behauptet¹⁰⁸, »sondern ganz zufällig gefallen durch die Lanze eines Persers.«¹⁰⁹ Deshalb sieht Teuffel sich genötigt, durch eine eigene Skizze der Person Julians die Dinge zurecht zu rücken.¹¹⁰

Diese Distanzierung von Strauß' satirisch-politischem Romantikbegriff findet sich auch bei anderen Autoren. Der Historiker und Publizist Ferdinand Gregorovius (1821–1891)¹¹¹ etwa betitelte ein Kapitel seiner »Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit«¹¹² mit »Römische Romantik«, nicht ohne sich jedoch in den einleitenden Bemerkungen von der Romantik eines Schlegel und Tieck wie von der eines Strauß abzugrenzen,¹¹³ was Strauß selbst nach der Lektüre des Buches ausriefen ließ: »So dankt man in der heutigen litterarischen Welt demjenigen, der einem zu einem Gedanken verholphen hat.«¹¹⁴

Auch bei Carl Schmitt (1888–1985) stieß Strauß' Romantikbegriff auf Widerspruch. Schmitt widmete dem »Julian« in seiner Studie zur »Politischen Romantik« 1925 einen ganzen Exkurs.¹¹⁵ Die »sachlichen Elemente« der im »Julian« gegebenen Definition der Romantik seien »ganz disparat«, denn Mystik und Romantik, von Strauß undifferenziert zusammengeworfen, entstammten unterschiedlichen Traditionen. Überdies sei »ganz unerklärlich«, warum »der Mystizismus, der zum Wesen des Romantischen gehören soll, wenn er mit dem Gegensatz von Alt und Jung zusammentrifft, ein so widerspruchsvolles und verlogenes Produkt wie das Romantische entwickelt.« Auch sei es »nicht wahrscheinlich, daß ein Mensch, bei dem Gefühl und Einbildung das klare Denken überwiegen, das bestehende Alte vorzieht«, und in den »Konflikten von Alt und Jung« sei »der Rationalismus nicht selbstverständlich auf der Seite der Jungen«.¹¹⁶

¹⁰⁷ Teuffel, 536.

¹⁰⁸ Vgl. Strauß, Julian, 52.

¹⁰⁹ Teuffel, 537.

¹¹⁰ Vgl. Teuffel, 537–542 = ders., Studien (Anm. 11), 234–247.

¹¹¹ Vgl. Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom, Stuttgart/Berlin 1921, bes. 61–66; Waldemar Kampf, in: NDB, Bd. VII, Berlin 1966, 25–27.

¹¹² Königsberg 1851.

¹¹³ Vgl. ebenda, 143.

¹¹⁴ Brief an Rapp, 29.3.1854, in: Zeller, Briefe (Anm. 10), 330.

¹¹⁵ Schmitt (Anm. 76); vgl. ferner Kroll (Anm. 59), 4; Dirk Blasius, Friedrich Wilhelm IV. 1795–1861. Psychopathologie und Geschichte, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1992, 15 f.

¹¹⁶ Schmitt, 213 f.

Allerdings räumt Schmitt ein, mit einer derartigen philosophischen Kritik werde man der Intention der Schrift nicht gerecht, die – so Schmitt – in erster Linie politisch-programmatisch gemeint sei. Sein »Gefühl, die kommende Zeit zu vertreten«, lasse Strauß dabei die politische Anschauung des Gegners »so unbegreiflich« werden, daß dessen »Widerstand nur aus innerer Unwahrhaftigkeit und Willkür erklärt werden« könne. Dabei begehe Strauß den »anscheinend unvermeidliche[n] Fehler«, »statt des romantischen Subjekts das occasionelle Thema romantischer Produktivität, statt des Prozesses der Romantisierung einen der vielen romantisierten Inhalte, das Resultat dieses Prozesses, zu betrachten.« Er komme so »zu einer augenscheinlichen Mißachtung naheliegender Widersprüche«. ¹¹⁷ Denn die Gleichung Romantik-Reaktion versus Moderne-Fortschritt gehe nicht auf. Mystische Elemente habe es zu jener Zeit durchaus auch bei Liberalen und Demokraten wie Laurenz Oken und Karl Follen gegeben, während »die Entwicklung der reaktionären, sogenannten politischen Romantik« – Schmitt nennt Karl Ernst Jarcke, Karl Ludwig von Haller und Joseph Maria de Maistre – »schon längst zu einem entgegengesetzten Standpunkt geführt hatte.« ¹¹⁸ Im Gegensatz zur Restauration von 1815, die im Kern politischer Natur und deren religiöser Aspekt dem politischen untergeordnet gewesen sei, ¹¹⁹ habe es sich bei der Geschichte Julians »nur [um] die Geschichte einer fehlgeschlagenen Kulturreform und inneren Mission des Heidentums, nicht [um] die eines politischen Versuches« gehandelt. »Weil es vom Kaiser ausging, war das Unternehmen mit staatlichen Machtmitteln unterstützt, ohne deshalb mehr zu sein, als die Herzensangelegenheit eines auf den Thron verschlagenen, im übrigen praktischen tüchtigen Theosophen. Es war keine aus dem Heidentum hervorgegangene Bewegung.« ¹²⁰

Trotz gewisser Ähnlichkeiten in der Argumentation bei Julian und den Romantikern, handle es sich bei Julian »um eine »Kontrereigion«, nicht eine Kontrerevolution. Einem für die damalige Vorstellung die ganze Erde umfassenden Staat trat mit dem Anspruch absoluter Wahrheit eine Kirche gegenüber, die, wenn sie Staatskirche wurde, die traditionelle relativistische Toleranz des antiken Staates gegen alle Gottheiten und alle Bekenntnisse aufhob. Daraus, nicht aus subjektivistischer Willkür, entstand der Widerspruch in der Situation Julians. Er mußte, auch wenn seine persönlichen Überzeugungen anders gewesen wären, seinem religiösen Gegner auf religiösem Gebiet entgegentreten; der absoluten Religion des Christentums sollte eine ebenfalls absolut richtige heidnische Religion entsprechen, obwohl Wesen und politischer Wert dieses Polytheismus ge-

¹¹⁷ Schmitt, 214 f.

¹¹⁸ Schmitt, 215.

¹¹⁹ Vgl. Schmitt, 216 f.

¹²⁰ Schmitt, 218.

rade in der religiösen Relativität bestanden.«¹²¹ Dieser religiöse Relativismus, der seiner eigenen liberalen Auffassung ja sehr nahekam, hätte Strauß nach Schmitt davor warnen müssen, den Begriff des Romantikers ohne weiteres auf Julian anzuwenden.

Damit bin ich bereits bei dem zweiten wirkungsgeschichtlichen Strang angelangt, der Rezeption des »Julian« als einer politischen Schrift, wobei hier, wie gesagt, ihre speziell kirchenpolitisch-theologische Pointe meist übersehen wurde. Vielmehr verstand man das Pamphlet in der breiten Öffentlichkeit sofort fast ausschließlich als Parodie auf den preußischen König. Schon am 21. Oktober 1847 konnte Strauß Rapp stolz vermelden, der »Julian«, »nachdem er lange still gelegen«, fange »jetzt endlich an zu rumoren.« Die »Allgemeine Zeitung« sehe sich veranlaßt, »den König von Preußen und das Christenthum gegen eine solche Parallele in Schutz« zu nehmen. »Mit dem Christenthum stehe es noch nicht so schlecht, wie damals mit dem Heidenthum und die jetzige Philosophie sei lange nicht so gut, wie das damalige Christenthum und Friedrich Wilhelm IV. lange nicht – so mächtig, wie Julian.«¹²² – einer der spärlichen Hinweise darauf, daß einigen wenigen aufmerksamen Beobachtern die eigentliche Stoßrichtung des Angriffs von Strauß nicht entging. Vischer konstatierte am 12. Dezember: »Dein Julian zieht ja jetzt prächtig an.«¹²³ Grund hierfür waren mehrere Rezensionen des Büchleins, die mittlerweile erschienen waren, darunter eine im »Rheinischen Beobachter«, die die zeitgenössischen Anspielungen hervorhob¹²⁴. Vischer nennt darüber hinaus das Urteil eines anonymen (und möglicherweise fiktiven¹²⁵) Amerika-

¹²¹ Schmitt, 220 f.

¹²² Zeller, Briefe (Anm. 10), 197. Gemeint ist wohl die renommierte, in Augsburg erscheinende »Allgemeine Zeitung« (dazu: Christian Padrutt, Allgemeine Zeitung [1798–1929], in: Heinz-Dieter Fischer [Hg.], Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts, Publizistik-historische Beiträge 2, Pullach bei München (Verlag Dokumentation) 1972, 131–144; Otto Borst, Schwäbische Zeitungen und ihre Leser zwischen Spätaufklärung und Gründerzeit, in: Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit, [Anm. 29], 101–128, 111 ff.), nicht die »Stuttgarter Allgemeine Zeitung« (dazu: Theodor Stein, Südwestdeutsche Zeitungsgeschichte. Ein Überblick über die Anfänge bis zum Jahre 1933, in: Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit, 21–100, 76). Die Rezension war mir leider nicht zugänglich.

¹²³ Rapp (Anm. 10), Bd. I, 204.

¹²⁴ Vgl. dazu unten Anm. 126. Vischer nennt überdies (bei Rapp, vgl. Anm. 123) ein möglicherweise von dem Stuttgarter Gymnasialprofessor Gustav Reuschle stammendes »Artikeln« im (Stuttgarter) »Beobachter« (zur Rolle des »Beobachters« im intellektuellen Diskurs der Zeit vgl. Borst [Anm. 122], 112 f.) und ein weiteres im Berliner »Literarischen Anzeiger«. Diese Rezensionen waren mir leider nicht zugänglich.

¹²⁵ Die Authentizität der Briefe (siehe folgende Anmerkung) scheint mir schon wegen der intimen Kenntnisse der innenpolitischen Lage Deutschlands, über die der Verfasser verfügt, zweifelhaft. Überdies zitiert der Autor wörtlich aus Strauß' Schrift (s. u. Anm. 126). Der Unbekannte hätte dann entweder das deutsche Original zitiert, oder aber der Übersetzer der Briefe hätte das Büchlein von Strauß zur Hand haben müssen, was beides wenig plausibel ist.

ners, das in einem Brief enthalten war, den Arnold Ruge in den von ihm herausgegebenen »Politischen Bildern aus der Zeit« veröffentlicht hatte. Der Unbekannte schreibt darin, er habe sich versucht gefühlt, in Strauß' »Julian« »eine Anspielung« zu finden, doch glaube er, bis ihm jemand das Gegenteil beweise, daß Strauß tatsächlich nur von dem »heidnischen Romantiker« handle. Gleichwohl sei »diese elegante und gelehrte Darstellung im höchsten Grade« politisch. Der »edle Würtemberger, einer der klarsten und freisten Köpfe der deutschen Gegenwart,« habe »es sehr richtig berechnet, daß die Deutschen den Umweg der seligen Götter durch die Fülle der Gelehrsamkeit und Weisheit auch in der politischen Charakteristik mit Genuß wandeln werden.«¹²⁶ Deutschland sei »nicht reich [...] an solcher Tüchtigkeit des Willens bei so vollendetem Genie und reichem Wissen wie er besitzt.« Vischer sah darin ein Lob des politischen Talents seines Freundes.¹²⁷

Auch ein anderer Artikel aus dem Lager der Strauß-Freunde, programmatisch überschrieben »Strauß als Politiker«, bestärkte den Verfasser des »Julian« in dieser Richtung. Er stammte von dem jungen Prager Kunsthistoriker und Publizisten Anton Springer (1825–1891), einem Schüler Albert Schweglers und Vischers in Tübingen¹²⁸, und erschien noch 1847 im Dezemberheft der von Schwegler herausgegebenen »Jahr-

¹²⁶ Die Korrespondenz erschien unter dem Titel »Ein Amerikaner in Deutschland«, in: Arnold Ruge (Hg.), Politische Bilder aus der Zeit, Bd. II, Leipzig (Verlagsbureau) 1848 (publiziert 1847). Der (fiktive?) Verfasser zeichnet mit dem Kürzel D. H.; der Adressat ist ein Mr. John in Boston. Der vollständige Text der fraglichen Passage lautet: »Noch schwirrte es mir im Kopf von dieser neuen Erfahrung, mit der alle früheren in Nichts zerfielen; da fällt mir ein kleines gelehrtes und überaus geistreiches Buch von dem berühmten Strauß in die Hände. Es heißt »der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige.« Sehr vorlaut hat der Rheinische Beobachter darin eine Anspielung gefunden, und ich war selbst einen Augenblick zweifelhaft, als ich den Satz las: »Auch die bekannte Wendung fehlte ihm nicht, wenn er bei der Bevölkerung auf unerwarteten Widerstand stieß, daß nur eine schlechte Minorität sich den Namen der Gesamtheit anmaße;« [vgl. Julian, 44] aber Strauß citirt dazu den griechischen Text und ich sage, so lange nicht eine authentische Interpretation das Gegentheil darthut: es ist wirklich von dem heidnischen Romantiker selbst die Rede. Politisch freilich ist diese elegante und gelehrte Darstellung im höchsten Grade, und der edle Würtemberger, einer der klarsten und freisten Köpfe der deutschen Gegenwart, hat es sehr richtig berechnet, daß die Deutschen den Umweg der seligen Götter durch die Fülle der Gelehrsamkeit und Weisheit auch in der politischen Charakteristik mit Genuß wandeln werden. Ich sende dir dieses seltene Schriftchen, selten weil der Autor so lange zurückgehalten und selten, weil Deutschland nicht reich ist an solcher Tüchtigkeit des Willens bei so vollendetem Genie und reichem Wissen wie er besitzt« (Sperrungen im Original).

¹²⁷ »In Ruges politischen Bildern Band II lobt ihn ein Amerikaner als Staatsbeweis politischen Talents bei einem deutschen Gelehrten« (Rapp [Anm. 10], Bd. I, 204; Sperrungen im Original).

¹²⁸ Zu ihm vgl. Paul Clemen, in: ADB, Bd. XXXV, Berlin 1893, 315–317. Zum Verhältnis Springers zu Schwegler und Vischer vgl. Springer, Aus meinem Leben (Anm. 7), 102–120.

bücher der Gegenwart«. ¹²⁹ Springer eröffnet seinen Aufsatz sogleich mit dem Posaunenklang rhetorischer Hyperbole, die deutlich macht, warum er »einer der gefeiertsten Kathederredner der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« ¹³⁰ werden sollte: »Endlich einmal ein Buch, welches der vorlauten Geschäftigkeit, der unersättlichen Eßlust der Kritik ein Schnippchen schlägt, woran weder wohlmeinende Rathschläge eines dummdreisten Besserwissens, noch wohlfeile Verunglimpfungen eines blinden Parteihasses herankommen können; endlich einmal ein Buch, das im Geiste des Lesers das Gefühl des ungetheilten, reinen Genusses, einen ich möchte sagen, musikalischen Eindruck zurückläßt.« ¹³¹

Springer rühmt sodann die »zauberhafte Fesselung des Urtheils, ohne die Anwendung trugvoller Blendlaternen,« sowie »die krystallklare Form, die feinsinnige Ironie, welche sich naturwüchsig an der geschichtlichen Erzählung emporrankt, die plastische Anschaulichkeit der Charakteristik, die geistreiche Verflechtung mit treffenden Beziehungen auf die nächste Gegenwart, die konkrete Lebendigkeit der Gestalten, die Geschicklichkeit in scharfer Pointirung und schlagender Beleuchtung dessen, worauf es Strauß' ankam, die Identität der christlich-frommen, mit der heidnischen Reaktion nachzuweisen [...] Mag der Leser von ästhetischer, mag er von historischer Seite her an den Vortrag gehen, dort wird ihn der tiefe Schönheitssinn, hier der feine historische Takt entzücken.« ¹³²

Ist also nach Springers Ansicht eine Kritik des Buches »wegen der organischen Vollendung« unmöglich, geht es ihm im folgenden darum, dessen »allgemeine Bedeutung als eine[r] politische[n] Schrift nachzuweisen.« ¹³³ Die eigentliche Sprengkraft sieht der Hegelianer Springer nämlich in der Deutung der Gegenwart mit den Mitteln der historischen Dialektik: »Indem nemlich Strauß von der zufälligen, vereinzelter Gegenwart auf die identische aber abgegrenzte historische Gestalt zurückgeht, erobert er sich für seinen Zweck eine vollendete, in sich abgeschlossene Existenz; indem er das Unmittelbare, wie es uns jetzt grinsend und unfertig vor die Augen tritt, auf ein geschichtliches ganzes Sein reduziert, verwandelt er die empirischen Zustände in Begriffe.« ¹³⁴

In dem philosophischen Nachweis des notwendig transitorischen Charakters der romantischen Reaktion unter Friedrich Wilhelm IV. besteht somit für Springer – ohne daß er den Namen des preußischen Königs je nennen würde – der Kern des Büchleins: »Durch die Erhebung

¹²⁹ [Anton] Springer, Strauß als Politiker, Jahrbücher der Gegenwart 1847, 1077–1082.

¹³⁰ Clemen (Anm. 128), 317.

¹³¹ Springer, Strauß als Politiker (Anm. 129), 1077.

¹³² Springer, 1077 f.

¹³³ Springer, 1078 (Sperrung im Original).

¹³⁴ Springer, 1078 f. (Sperrung im Original).

der einzelnen gegenwärtigen Thatsachen zur Allgemeinheit der geschichtlichen Erscheinung ist jede Rettung vor der vernichtenden Gewalt freier Dialektik abgeschnitten, die Furcht der Kleinmüthigen und Pessimisten vor einem günstigen Erfolge der romantischen Reaktion absolut und für immer zerstört. Dieß ist ja nur das letzte krampfhaftes Zucken eines Sterbenden.«¹³⁵

Strauß sah sich selbst indessen wesentlich nüchterner. Am 18. Dezember schrieb er an Vischer, er möge Springer »für seine freundlichen Worte über meinen Julian« Dank sagen. In selbstironischer Bescheidenheit wehrt er indessen die Komplimente an den Politiker Strauß ab: »Er setzt mich nur auf ein etwas gar zu hohes Pferd, auf dem ich mich nicht werde halten können. Einen Politiker kann ich nicht wohl vorstellen, wenn mir hie und da auch ein brauchbarer politischer Gedanke kommen mag. Ich bin und bleibe ein elender wissenschaftlicher-künstlerischer Maulesel«¹³⁶ – im Hinblick auf das Scheitern seiner politischen Ambitionen nur wenige Monate später ein prophetischer Satz!¹³⁷

Diese beiden Rezeptionslinien, die historische und die politische, schneiden sich in der ebenfalls häufig erörterten Frage, ob die Parallelisierung zwischen Julian und Friedrich Wilhelm IV. gelungen sei. Bei René Gaspard Ernest Saint-René Taillandier (1817–1879), Professor für französische Literatur an der Universität von Montpellier, stieß Strauß' literarisches Doppelspiel auf begeisterte Zustimmung. Am 15. Mai 1848 erschien – inmitten der Wirren des Pariser Aufstandes – eine umfangreiche Rezension aus seiner Feder in der »Revue des Deux Mondes«, in der er die germanische »Aufrichtigkeit« von Strauß pries und die Verbindung von Gelehrsamkeit und politischem Wagemut sowie die geschickte Darstellung der historischen Analogien im »Julian« hervorhob, den er als eine »theologische Vorlesung« bezeichnete, ohne allerdings näher auszu-

¹³⁵ Springer, 1079.

¹³⁶ Zeller, Briefe (Anm. 10), 201 = Rapp (Anm. 10), Bd. I, 205.

¹³⁷ Auch der anonyme Verfasser der Schrift »Die Triarier David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge und ihr Kampf für die moderne Geistesfreiheit« (s. dazu oben Anm. 13), die 1852 erschien, sieht den »Hauptreiz« des »Julian« »in der feinen Ironie und Satyre auf die Gegenwart, wo von das Ganze durchzogen wird, und in dem bewundernswürdigen Formtalent ihres Verfassers«. Der unbekannte Linkshegelianer sieht Anzeichen dafür, »daß es Strauß nicht verschmäht hat, von den nach ihm Gekommenen zu lernen und sich von seinem in der Dogmatik eingenommenen, immer noch theologisch gefärbten Standpunkt zu emancipiren und auf den Standpunkt der Errungenschaft Feuerbachs, nämlich des freien Humanismus zu stellen« ([Anm. 13], 47f.). In ganz ähnlicher Weise nennt Adolph Kohut die Arbeit »von Anfang bis zu Ende in hohem Grade fesselnd, anregend und lichtvoll«. Sie habe »dem Autor zugleich Raum genug« gewährt »zur Betätigung seines Widerwillens gegen geistige Knechtung und pfäffische Unduldsamkeit.« Von diesem Standpunkt aus findet er die »Ausführungen über Heidentum und Christentum, sowie Christentum und freien Humanismus« »besonders anziehend« (Kohut [Anm. 13], 42).

führen, was darunter zu verstehen sei.¹³⁸ Allerdings formulierte Taillandier auch vorsichtige Kritik: Er forderte dazu auf, nun über Strauß und den von ihm noch vertretenen, sektiererischen Junghegelianismus hinauszugehen und sich nicht mehr hinter theologischen Diskussionen zu verstecken, sondern mit offenem Visier zu kämpfen. Man müsse das Christentum ebenso unvoreingenommen beurteilen wie das Heidentum und unterscheiden zwischen den alten, überholten und den zukunftsweisenden Aspekten der Religion Jesu. Die große Aufgabe, die alle anderen in sich einschließe, bestehe darin, »in Gemeinschaft mit der Seele des Menschengeschlechtes zu leben, die eigene Rolle in der Welt zu kennen und sich ihr in Liebe anzupassen«¹³⁹.

Der englische Kritiker und Journalist George Henry Lewes (1817–1878), ein intimer Kenner Deutschlands, spendete dem Büchlein von Strauß in einer ausführlichen englischsprachigen Rezension, die im Juli 1848 anonym in der »Edinburgh Review« erschien, nahezu uneingeschränktes Lob:¹⁴⁰ Üblicherweise zeichneten sich deutsche Abhandlungen nicht gerade durch Witz und Geist aus, doch bilde der »Julian« eine Ausnahme, wobei sein Witz eben in seiner Gelehrsamkeit liege, in der Zusammenstellung von Zeugnissen, die – oberflächlich betrachtet – von Julian handelten, in ihrer literarischen Präsentation in Wahrheit aber auf den preußischen König abzielten – ein Urteil übrigens, das Strauß »am meisten« Freude machte.¹⁴¹ Der Verfasser bemängelt lediglich am Schluß, daß für Strauß alles Christliche mittelalterliche Züge zu tragen scheine, und bedauert, daß so die Kirche doch etwas vorschnell auf den Müllplatz der Geschichte geworfen werde.¹⁴²

¹³⁸ Wiederabgedruckt in: (René Gaspard Ernest) Saint-René Taillandier, *Études sur la révolution en Allemagne*, 2 Bände, Paris 1853, 401–436, bes. 403 f. Vgl. ferner Bouffartigue (Anm. 4), 94, Anm. 20.

¹³⁹ Taillandier, 431–435.

¹⁴⁰ *Edinburgh Review* 88 (Juli 1848), 94–104. Zur Identifikation des Anonymus mit Lewes vgl. Gordon Haight (Hg.), *The George Eliot Letters*, 9 Bände, New Haven (Yale University Press) 1954–78, Bd. I, 270 mit Anm. 3; Alice R. Kaminsky, *George Henry Lewes as Literary Critic*, Syracuse, New York (Syracuse University Press) 1968, 200. Zu Lewes vgl. ferner Edgar W. Hirshberg, *George Henry Lewes*, New York (Twayne) 1970; Hock Guan Tjoa, *George Henry Lewes: A Victorian Mind*, HHM 70, Cambridge, Mass./London (Harvard University Press) 1977; David Williams, *Mr George Eliot. A Biography of George Henry Lewes*, London etc. (Watts) 1983; Rosemary Ashton, *G. H. Lewes. A Life*, Oxford (Clarendon Press) 1991. (Leider wird, wenn ich recht sehe, in keiner dieser Arbeiten die fragliche Rezension von Lewes diskutiert.) Für den Hinweis auf Lewes danke ich Herrn Professor Dr. Reinhard Düchting (Heidelberg).

¹⁴¹ Strauß, *Denkwürdigkeiten* (Anm. 9), 17 f.: »Am meisten Freude hat mir das Urtheil einer englischen Zeitschrift gemacht, die ungefähr sagte, mein Schriftchen sei zwar weder geistreich noch witzig, aber das Schlagende der von mir beigebrachten historischen Parallelen wirke wie Geist und Witz.« Auch wenn Strauß die Zeitschrift nicht näher bezeichnet, kann doch kaum ein Zweifel daran bestehen, daß es sich um die erwähnte Rezension handelt.

¹⁴² Vgl. zu dieser Rezension auch den Brief George Eliots an Sara Sophia Hennell vom 14. Juli 1848 bei Haight (Anm. 140), Bd. I, 270 f.

Auch der Philosoph und (gemäßigte) Hegelianer Kuno Fischer (1824–1907) lobt in einem 1858 erstmals erschienen Aufsatz über »David Friedrich Strauß als Biograph« dessen »Sinn für Geschichte«¹⁴³, der sich darin offenbare, daß Strauß »geschichtliche Typen« herausarbeite, »die sich auf eine entsprechende Weise in Individuen verkörpernten«. So sei etwa »der Romantiker oder der von einer untergehenden Welt erfüllte Charakter«, wie er im »Julian« gezeichnet werde, ein »solcher geschichtlicher Typus, individualisiert in einer ganz prägnanten und ausdrucksvollen Figur«: »Der Begriff des Romantikers dient gleichsam als Schlüssel zum Charakter Julians, und das getroffene Charakterbild wird unwillkürlich zur überraschenden Analogie und zur feinsinnigsten Satire.«¹⁴⁴

Ganz auf der Linie der hier angeführten Strauß-freundlichen Stimmen liegt auch Eduard Zellers (1814–1908) Beurteilung, für den der »Julian« »ein geistvoll ausgeführtes Geschichtsbild« ist, »aber zugleich die feinste und schlagendste politische Satyre; um so schlagender, je weniger sich gegen die Treue der geschichtlichen Darstellung einwenden ließ, und je greifbarer sich Zug für Zug die Parallele, auf welche das Ganze angelegt war, auch ohne Nennung eines Namens, dem Leser aufdrang.«¹⁴⁵

Theodor Nöldeke fand »die Aehnlichkeit nach einer Seite hin zwar überraschend«, betonte jedoch, man dürfe »nicht vergessen, dass der Besieger der Alamannen ein sehr thatkräftiger und umsichtiger Regent« gewesen sei, und da höre »die Aehnlichkeit auf!«¹⁴⁶ – eine Auffassung, die auch Käte Philip in ihrem Überblick über »Julian Apostata in der deutschen Literatur« teilt.¹⁴⁷ Strauß-Biograph Theobald Ziegler, der den »Julian« ohne zu zögern als »Kunstwerk« bezeichnet, konzidiert Nöldeke »eine Schwäche und eine gewisse Ungerechtigkeit – nicht gegen den neuen Romantiker, dem die Satire galt, sondern gegen den wirklichen, echten Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, gegen den historischen Julian«¹⁴⁸, weist aber gleichzeitig zu Recht darauf hin, daß Strauß durchaus auch die Züge hervorgehoben hatte, in denen sich der »heidnische Romantiker« von den christlichen »unterscheidet, ja zu ihnen beziehungsweise in einen Gegensatz tritt, der schwerlich zu seinem Nachtheil aus-

¹⁴³ Wieder abgedruckt in: Kuno Fischer, Über David Friedrich Strauß. Gesammelte Aufsätze, Heidelberg 1908, 15–27. Zu Fischer vgl. Edith Selow, in: NDB, Bd. V, Berlin 1971, 199.

¹⁴⁴ Fischer, 20 f.

¹⁴⁵ Zeller, David Friedrich Strauß (Anm. 5), 67.

¹⁴⁶ Nöldeke (Anm. 98), 289, Anm. 1.

¹⁴⁷ Vgl. Philip (Anm. 2), 69: »Da Strauß zu Beginn seiner Schrift eingehende Quellenkenntnis beweist, mußte er unterrichtet sein von Julians Eklektikertum, in dem das Sträuben der Ratio gegen den christlichen Glauben, der imperatorische Wille, das Staatsgefüge in der wirksamsten Zeremonie zu einen, mehr als romantische Sehnsucht nach versunkenen Göttertagen sichtbar werden« (Sperrung im Original).

¹⁴⁸ Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 423.

schlagen dürfte«. ¹⁴⁹ Überdies habe er ja keine »vollständige Biographie Julians und eine Geschichte seiner Taten« schreiben, sondern ihn nur unter einem Aspekt, eben dem des Romantikers, betrachten wollen. ¹⁵⁰

Damit griff Ziegler ein Stichwort auf, das Adolf Hausrath (1837–1909) in die Debatte eingeführt hatte. Auch er hatte auf die Unterschiede zwischen Julian und Friedrich Wilhelm hingewiesen und betont, es sei »unhistorisch, auf Julian's Restaurationsversuche den modernen Begriff der Romantik anzuwenden«, damit auf die Ausführungen Teuffels zurückgreifend. Dennoch rechtfertigte Hausrath Strauß' Vorgehen mit der Bemerkung, es handle sich beim »Julian« um »eine politische Gelegenheitsschrift«, die »Strauß selbst nur als einen »glücklichen Einfall« angesehen habe. ¹⁵¹

Gerade umgekehrt argumentierte Karl Harraeus: Zwar könne Julian im Straußschen Sinne als Romantiker bezeichnet werden, nicht indes Friedrich Wilhelm IV.: »Was er [sc. Friedrich Wilhelm] zu fördern gedachte, war kein Paganismus, keine dem Untergang verfallene Sache. Er hatte das Christentum als die geistige Großmacht erkannt, der die Zukunft gehören werde, wie ihr lange Zeiträume der Vergangenheit gehört hatten. Die Entwicklungen, die seitdem in einem halben Jahrhundert sich vollzogen haben, zeihen den König nicht des Irrtums, weder hinsichtlich des Christentums noch hinsichtlich der diesem feindlichen philosophischen Weltanschauungen. [...] Nicht des Königs Ideale lagen rückwärts, sondern die Ideale dessen, der ihn als Romantiker des Christentums verhöhnt hatte. Strauß erblickte in attischer Bildung und römischer Mannhaftigkeit die Sonne des Tages, den er wollte heraufführen helfen, und man wird deshalb den Gelehrten nicht ins Unrecht setzen können, der uns Strauß als Romantiker des Heidentums beleuchtet hat« ¹⁵² – letzteres eine Anspielung auf Konstantin Schlottmanns gleich zu besprechende Gegenschrift. Dennoch preist Harraeus den »Julian« als »eine meisterhafte Leistung in antik-klassischem Sinne« sowie »als stärkstes Beispiel dafür, daß man, trotz Censur und Preßgesetz, auf geschickte Weise jederzeit alles sagen« könne. ¹⁵³

Indessen gab es auch Stimmen, die Strauß beschuldigten, die Grenzen des guten Geschmacks überschritten zu haben. Édouard de Laboulaye (1811–1883) etwa ließ in seinen »Études contemporaines sur l'Alle-

¹⁴⁹ Strauß, Julian, 47.

¹⁵⁰ Ziegler, Strauß, Bd. II, 423 f.; vgl. auch 515. Ähnlich dann Strauß selbst: »... die Tadler, die auch nicht fehlten, übersahen, daß eine politische Parodie keine historische Monographie ist« (Denkwürdigkeiten [Anm. 9], 17). Vgl. auch Ziegler, Strömungen (Anm. 56), 263.

¹⁵¹ Hausrath (Anm. 15), Bd. II, 90, unter Anspielung auf Strauß, Denkwürdigkeiten, 17. Übrigens nennt Strauß auch in dem oben Anm. 67 angeführten Aufsatz »Preußen und Schwaben« das Büchlein eine »kleine Flugschrift« (191).

¹⁵² Harraeus (Anm. 21), 196 f.

¹⁵³ Harraeus, 197.

magne et les pays slaves«¹⁵⁴ an Strauß kein gutes Haar: Die Satire sei zu Recht in Vergessenheit geraten. Literarische Form und Inhalt seien gleichermaßen schlecht. Insbesondere sei es lächerlich, Friedrich Wilhelm des Verbrechens der Apostasie zu beschuldigen, denn es habe »keinen Monarchen gegeben, der seine Ansichten weniger geändert und verborgen« habe. Insbesondere nimmt Laboulaye Anstoß an der – Gregor von Nazianz entnommenen – Beschreibung des exzentrischen Wesens Julians¹⁵⁵, die auf Friedrich Wilhelm keineswegs zutrefte und die Laboulaye zu der Feststellung veranlaßt: »Meiner Auffassung nach sind derartige Angriffe nicht erlaubt, in der Religion nicht mehr als in der Politik, aus der Feder eines Heiligen nicht mehr als im Munde des Herrn Strauß, der wahrscheinlich nicht heiliggesprochen wird.«¹⁵⁶

In ganz ähnlicher Weise stieß auch bei Heinrich von Treitschke (1834–1896)¹⁵⁷ die s.E. »unberechtigte [Tendenz] des boshaften Anspielens und des versteckten Anwinkens« auf schärfste Ablehnung. Das »Beste« an dem Traktat sah er in seinem »witzige[n] Titel«, der genügt habe, »der sehr wenig gelesenen Schrift einen in Zeitungen und Büchern dauernden Ruhm zu verschaffen.« Den Vergleich zwischen dem gewaltigen römischen Feldherrn und ersten, prosaischen, ganz in politischen Sorgen aufgehenden Prinzeips Julian und dem romantischen Preußenkönig, dem Treitschke selbst nur wenig Sympathien entgegenbringen konnte, sah er als ganz und gar unangemessen an: »Nur der verblendete Haß konnte zwei in Art und Unart so grundverschiedene Charaktere nebeneinander stellen, und die frostigen Witze über den romantischen Dombau des Tempels von Jerusalem oder über Julians altgläubige Kabinettsordres ließen den abgeschmackten Einfall nur noch widerlicher erscheinen.«¹⁵⁸

¹⁵⁴ 3. Aufl., Paris 1868.

¹⁵⁵ Vgl. Strauß, Julian, 46.

¹⁵⁶ »Un pamphlet érudit, où tout est allusion, c'est déjà une lecture d'un médiocre agrément. Qu'est-ce donc quand le fond en est aussi mauvais et aussi faux que la forme? De toutes les accusations que les partis ont imaginées contre le roi Frédéric Guillaume la plus chimérique assurément est le crime d'apostasie, car il n'est pas de souverain qui ait moins varié dans ses opinions et qui les ait moins cachées.« »C'est [sc. die Beschreibung Gregors] une peinture grotesque de la figure, de la démarche, des gestes, des défauts physiques de Julien. J'ignore si l'Apostat ressemblait à ce ridicule personnage, sa statue au moins en donne une idée bien différente; mais je dirai que de pareilles attaques ne sont pas légitimes, pas plus en religion qu'en politique, pas plus sous la plume d'un saint que dans la bouche de M. Strauss, qui probablement ne sera pas canonisé. Ajoutez qu'il suffit de regarder un portrait du roi pour ne rien reconnaître de cette grossière caricature dans cette figure franche, ouverte, qui respire l'enthousiasme et la loyauté« ([Anm. 154], 315 f.; zit. nach Bouffartigue [Anm. 4], 94 Anm. 20).

¹⁵⁷ Zu Treitschke vgl. Andreas Dorpalen, Heinrich von Treitschke, 2. Aufl., Port Washington, N. Y./London (Kennikat) 1973 (= 1. Aufl., New Haven 1957).

¹⁵⁸ Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. V: Bis zur März-Revolution, 5. Aufl., Staatengeschichte der neuesten Zeit 28, Leipzig (Hirzel) 1908, 411. Samuel Eck hielt Treitschkes Urteil für »eine starke Uebertreibung«, da Strauß' Scherze uns im Vergleich zu seinen ungleich schärferen Nachahmern »heute doch ziemlich kühl lassen« (David Friedrich Strauss, Stuttgart 1899, 156). Ziegler verteidigte

Noch in neuester Zeit meinte Dirk Blasius: »Der Vergleich zwischen den Bestrebungen des preußischen Königs und Julians mißglücktem Versuch, im vierten christlichen Jahrhundert das Heidentum wiederherzustellen, hinkt: Der Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern dachte nicht strategisch wie der ›heidnische Romantiker‹ Julian Apostata. Romantischer Attentismus ist für ihn ein viel zutreffenderer Begriff.«¹⁵⁹ Doch ist Strauß' Charakterisierung des preußischen Königs als eines Romantikers trotz allem in der Preußen-Forschung bis in unsere Tage hinein allgegenwärtig.¹⁶⁰

Auch der Schluß des Büchleins, die Unterscheidung zwischen einer »materiellen« und »formellen« historischen Betrachtungsweise, wobei Julian in jener Hinsicht progressiv, in dieser reaktionär gewesen sei, hat zu Kritik Anlaß gegeben. So begründete der in Halle lehrende Alttestamentler Konstantin Schlottmann (1819–1887)¹⁶¹ auf nicht weniger als 64 eng bedruckten Seiten noch 1878 – offenbar aus Anlaß der Neuauflage des Werkchens in den Gesammelten Schriften – die These, der eigentliche Romantiker sei nicht Julian bzw. Friedrich Wilhelm IV., sondern Strauß selbst, weil er – trotz aller terminologischen Kautelen – das überlebte

Strauß gegenüber Treitschke unter Hinweis auf die allgegenwärtige Macht der Zensur zu jener Zeit ([Anm. 15], Bd. II, 422 f.; ähnlich schon Hausrath [Anm. 15], Bd. II, 95). Zu Treitschkes Bild Friedrich Wilhelms IV. vgl. Bußmann (Anm. 59), 432–434; Blasius (Anm. 115), 18 f.

¹⁵⁹ Blasius (Anm. 115), 15. Vgl. auch Christiane Schütz, Preußen in Jerusalem (1800–1861). Karl Friedrich Schinkels Entwurf der Grabeskirche und die Jerusalempläne Friedrich Wilhelms IV., Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 19, Berlin (Gebr. Mann) 1988, 58, die meint, es sei »schwer, zwischen den beiden, Friedrich Wilhelm IV. und Julian, Gemeinsames zu erkennen. Gemeint ist hier wohl der Versuch ganz im Sinne der Aufklärung, der Wiedererweckung heidnischer Religionen bei Julian die ›reaktionären‹ Absichten des anderen auf kirchenpolitischem Gebiet in Parallele zu setzen.«

¹⁶⁰ Vgl. dazu Kroll (Anm. 59), 3; ders., Politische Romantik und romantische Politik bei Friedrich Wilhelm IV., in: Büsch (Anm. 63), 94–106, 95; David E. Barclay, König, Königtum, Hof und preußische Gesellschaft in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. (1840–1861), in: Büsch, 1–21, 5 f., 16 f.; ders. (Anm. 63), 11. So dient der Begriff des »Romantikers« beispielsweise Theobald Ziegler als Schlüssel für das Verständnis der Persönlichkeit des Monarchen; vgl. dazu: Ziegler, Strömungen (Anm. 56), 219–223. Lewalter überschreibt (Anm. 55) ein Kapitel »Der Romantiker auf dem Thron« (347). Ähnlich auch Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. IV: Die religiösen Kräfte, Freiburg im Breisgau (Herder) 1937, 530. Noch Malve Gräfin Rothkirch betitelt ihr volkstümlich gehaltenes »Porträt König Friedrich Wilhelms IV.« »Der ›Romantiker‹ auf dem Preußenthron« (Düsseldorf [Droste] 1990), übrigens ohne auf Strauß Bezug zu nehmen. Vgl. ferner Schmidt-Clausen (Anm. 59), 224 unter Bezug auf Strauß.

Kritisch dazu Bußmann (Anm. 59), 478: »Die Vokabel eines ›Laientheologen‹ oder eines ›Erweckungschristen‹ auf dem Thron ist gelegentlich gefallen, und diese Bezeichnung dürfte mit größerem Recht als die eines Romantikers auf Friedrich Wilhelm IV. angewendet werden.«

¹⁶¹ Zu ihm vgl. C. Siegfried, in: ADB, Bd. XXXI, 1890, 561–567; (Ernst) Kühn in: RE³, Bd. XVII, 1909, 619–621.

Heidentum Julians habe repristinieren wollen.¹⁶² Er belehrt Strauß, die treffendere Parallele zu Julian wäre Friedrich der Große gewesen¹⁶³, bemängelt die tendenziöse Darstellung der älteren Forschung in der Einleitung des »Julian«¹⁶⁴ und legt in umfangreichen Ausführungen dar, warum Strauß' Einschätzung sowohl des römischen Kaisers als auch des preußischen Königs unzutreffend sei.¹⁶⁵ Schlottmann resümiert, die »Schmäherei« sei, »obgleich ein Meisterstück klugberechnender Rhetorik, dennoch kein Werk echter Kunst, weil ihr die innere Wahrheit mangelt. Sie ist das Gegenteil von Redlichkeit und Lauterkeit, von ›bona fides‹ und ›candor‹, deren Schein sie vor sich herträgt, um das Gift der Verdächtigung desto sicherer zu verbreiten.«¹⁶⁶

Auch Nachahmer hat Strauß' »Julian« gefunden.¹⁶⁷ Ich nenne aus der Zahl der Schriften, in denen ebenfalls unter dem Mantel historischer

¹⁶² Schlottmann (Anm. 21), 1–4; vgl. ferner die Ausführungen 45–60, Schlottmann unter schlägt jedoch, daß Strauß nicht einfach die unveränderte Wiederherstellung griechisch-römischer Ideale vor Augen schwebt, sondern vielmehr das Ziel der Zukunft folgendermaßen benennt: »Die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind« (51; kursiv von mir). Strauß denkt also – gut hegelianisch – an eine historische Synthese aus Antike und Christentum. Allerdings ist richtig, daß er die angesprochene »Errungenschaft« nicht weiter expliziert und insofern der Eindruck einer – polemisch bedingten – Einseitigkeit zurückbleibt. In diesem Sinne sind auch die Ausführungen bei Paul (Anm. 73), 331 zu modifizieren, demzufolge hier die Vorstellung von Geschichtszyklen zugrundeliegt.

¹⁶³ Schlottmann (Anm. 21), 4 f.

¹⁶⁴ Schlottmann, 14–22.

¹⁶⁵ Schlottmann, 6–14, 22–45.

¹⁶⁶ Schlottmann, 45. Albert Lévy meint in seiner Strauß-Biographie ebenfalls, die Schlußthese des »Julian« sei in sich widersprüchlich, versucht diesen Widerspruch aber – in Übereinstimmung mit dem Textbefund (vgl. oben Anm. 162) – dahingehend aufzulösen, daß Strauß für die Zukunft wohl eine Synthese aus Heidentum und Christentum erwartet habe. Allerdings fehle es ihm an der in dieser Hinsicht gebotenen Unparteilichkeit, so daß letztlich das Christentum doch schlechter wegkomme als die von Julian repräsentierte Religion. Im übrigen lasse sich die von ihm vertretene hegelianische Geschichtsphilosophie empirisch nicht verifizieren und scheitere an ihren inneren Widersprüchen, die letztlich in den Atheismus führten (David-Frédéric Strauß. La vie et l'œuvre, Paris 1910, 147).

¹⁶⁷ Vgl. dazu Eck (Anm. 158), 156; Treitschke (Anm. 158), 411 f.; Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 422. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang noch die 1865 in Frankreich unter dem Titel »Les propos de Labiénus« erschienene Satire des Publizisten Louis Auguste Rogeard (1820–1896). Sie gab sich zwar als historische Schrift über die Zeit des Augustus aus, setzte sich aber, für jedermann ersichtlich, mit dem soeben erschienenen ersten Band der »Histoire de Jules César« Napoleons III. kritisch auseinander. Das Pamphlet brachte seinem Autor eine fünfjährige Haftstrafe ein, der er sich durch Flucht nach Belgien entzog. Aus dem Büchlein geht nicht hervor, ob Rogeard Strauß' Schrift gekannt hat (so behauptet von Harraeus [Anm. 21], 397); möglich wäre auch, daß Rogeard durch das Werk Louis Napoléons selbst zu seiner fiktiven literarischen Einkleidung angeregt wurde. Vgl. dazu Stuart L. Campbell, Art. Histoire de Jules César, in: William E. Echard (Hg.), Historical Dictionary of the French Second Empire, 1852–1870, Westport, Con-

Darstellung Kritik an zeitgenössischen Herrschern geübt wurde, hier nur die wichtigste, die – zumindest was ihre Verbreitung angeht – ihr Vorbild um einiges überflügelte, nämlich Ludwig Quidde's Traktat »Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn«, der 1894 erstmals erschien und nicht weniger als 34 Auflagen erlebte¹⁶⁸ – nach den Worten Hans-Ulrich Wehlers »das erfolgreichste politische Pamphlet im kaiserlichen Deutschland«. ¹⁶⁹ Darin übte der Historiker, Publizist und spätere Friedensnobelpreisträger Quidde beißende Kritik an der »moralischen Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch der höher stehenden Klassen, aus denen sich die nähere Umgebung der Herrscher zusammensetzt«¹⁷⁰, eine Degeneration, die die maßlose Selbstüberschätzung eines Kaisers wie Caligula überhaupt erst ermögliche. Für jedermann erkennbar waren damit natürlich das wilhelminische Deutschland und sein Monarch gemeint. Quidde hat Strauß' Schrift selbst als sein Vorbild genannt¹⁷¹; auch Zeitgenossen haben die literarischen Zusammenhänge gesehen (und gerügt)¹⁷², wobei allerdings der pazifistisch eingestellte Quidde ein halbes Jahrhundert später in seiner Kritik wesentlich schärfer gewesen ist als der politisch viel konservativer ausgerichtete Strauß. Quidde mußte denn auch für seine Unerschrockenheit mit gesellschaftlicher Ächtung und dem Ende seiner wissenschaftlichen Karriere bezahlen.¹⁷³

VII.

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Man hat den »Julian« als *historische Schrift* und als *politische Satire* gelesen. Ferner wurde die Frage nach der Berechtigung der *Parallele zwischen Kaiser und König* samt ihren geschichtsphilosophischen Voraussetzungen erörtert. Insbesondere hat in diesem Zusammenhang der *Romantik-Begriff* von Strauß, der sich wegen seiner Griffigkeit für historische Typisierungen ja anbot, nachgewirkt, und zwar als hermeneutischer Schlüssel zum Verständnis sowohl Julians als auch Friedrich Wilhelms. Darin liegt – ganz ungeachtet der Absichten des Verfassers – die Bedeutung des »Julian« für die

necticut (Aldwych Press) 1985, 288–290 mit weiterer Literatur. Eine deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel: »Wie Labienus über den neuen Cäsar urteilt« in Berlin; vgl. dazu Harraeus, 397.

¹⁶⁸ Die maßgebliche Ausgabe ist: Ludwig Quidde, *Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus*. Mit einer Einleitung herausgegeben von Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt am Main 1977. Der »Caligula« findet sich dort 61–80.

¹⁶⁹ Wehler, in: Quidde (Anm. 168), 13.

¹⁷⁰ Quidde, 67.

¹⁷¹ Quidde, 34.

¹⁷² Vgl. etwa Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 422, der Quidde's Satire »überflüssig« nennt.

¹⁷³ Vgl. zu den Einzelheiten Wehler, in: Quidde (Anm. 168), 12 ff.; ferner Quidde selbst im Rückblick, ebenda, 19–60.

Geschichtsschreibung sowohl des vierten als auch des neunzehnten Jahrhunderts. Aber die eigentliche Stoßrichtung des Büchleins scheinen nur wenige Leser wahrgenommen zu haben: Sie bestand in der Opposition gegen die von Friedrich Wilhelm IV. nach außen hin repräsentierte enge Allianz von Thron und Altar und, darüber hinaus, in der Polemik gegen den Einfluß der Erweckungstheologie auf die Politik und die damit einhergehende Klerikalisierung des öffentlichen Lebens. Es ist ja – wie ich bereits andeutete – einer der eigenartigsten Aspekte der Regierung des preußischen Monarchen, daß ein eklatantes Mißverhältnis bestand zwischen der Selbsteinschätzung Friedrich Wilhelms, der in der von ihm erstrebten »Befreiung der Kirche vom landesherrlichen Kirchenregiment die Fortführung und Vollendung der in diesen Fragen steckengebliebenen Reformation«¹⁷⁴ erblickte, und dem Eindruck, den die pietistisch-erwecklich geprägte Rhetorik des Monarchen und seine Kirchenpolitik in weiten Kreisen der Bevölkerung hinterließ. Draußen im Lande zählten die harten politischen Fakten wie z. B. die Mißachtung der Beschlüsse der Preußischen Generalsynode von 1846 durch den Monarchen¹⁷⁵ oder Eichhorns problematische Besetzungspolitik mehr als alle gutgemeinten Memoranden. In Strauß' Forderung nach einer strikten Trennung von Thron und Altar artikulierte sich der Protest der freisinnigen Gebildeten gegen die Vereinnahmung der Kirche durch den preußischen Staat, wie man sie allenthalben beobachten zu können glaubte. Strauß' Vorstellungen deckten sich in dieser Hinsicht weitgehend mit den Forderungen des theologischen Rationalismus, der sich ja ebenfalls in erheblichem Umfang aus dem Bildungsbürgertum rekrutierte und zu dieser Zeit gerade von den Landeskirchen zu separieren begann (»Lichtfreunde« und »Freie Gemeinden«). Anders als die »Lichtfreunde« hat Strauß jedoch seine Kritik nicht als grundsätzliche Ablehnung des politischen status quo verstanden wis-

¹⁷⁴ Brennecke (Anm. 59), 236.

¹⁷⁵ Vgl. Mehlhausen (Anm. 59), 204–210; Wilhelm H. Neuser, in: Goeters/Mau (Anm. 55), 342–366; Besier (Anm. 74), 35 f. Es ist bezeichnend für die zwiespältige Haltung des Königs, daß er zwar bereit war, das landesherrliche Kirchenregiment abzugeben, aber daß dies auf *seine* Weise zu geschehen hatte. Schon im Memorandum an Bunsen von 1840 stellt er fest, wenn die geplante Generalsynode den vorgelegten Entwurf für eine neue Kirchenverfassung nicht billige, »so macht man sein Buch zu. Alles bleibt wie es war« ([Anm. 69], 387). Die Möglichkeit, die Generalsynode könne Alternativen erwägen, wird offenbar gar nicht erst in Betracht gezogen. Dem entspricht, wenn der Monarch bei der Eröffnung der Preußischen Generalsynode von 1846 in eigenartigem Selbstwiderspruch erklärte: »Von meiner Seite und der der Verwaltung wird in keiner Weise eine Influencirung Ihrer Beratungen beabsichtigt. Nur vollste Freiheit der Beratung und Überzeugung kann hier Segensreiches wirken. Aber auch ich werde in voller Freiheit der Überzeugung, die auf unwandelbaren Grundsätzen beruht, das Ergebnis Ihres Wirkens prüfen, mich demselben anschließen oder mich ihm gegenüberstellen« (zit. nach Mehlhausen, 206). Vgl. zu diesem Widerspruch auch Mehlhausen, 206 f.; Brennecke (Anm. 59), 239 f.

sen wollen, scheint aber dabei nicht gesehen zu haben, daß seine Anzüglichkeiten am Vorabend der (letztlich mißglückten) Revolution von 1848/49 gar nicht anders als grundsätzlich verstanden werden *konnten*. Die Forderung nach einer Entklerikalisierung des öffentlichen Lebens rüttelte an den Grundfesten Preußens im Sinne Friedrich Wilhelms IV. Der »Julian« ist somit in Intention und Rezeption in je verschiedener Weise ein zentrales Dokument in der langen und dornenvollen Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche.

Strauß hat sich übrigens für die unziemliche Parallelisierung zwischen dem römischen Kaiser und dem preußischen König bei Julian nachträglich in einem Epigramm entschuldigt:

»Ich hab ihm wohl zu viel getan –
Er zieht die Stirn in Falten –,
Daß ich ihn solchem Hampelmann
Als Spiegel vorgehalten.«¹⁷⁶

Abstract

The little book of David Friedrich Strauß (1808–1874) "Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige" (1847) was widely read as a historical study and a political satire. In the atmosphere of German Vormärz the historical parallels to the Prussian king Friedrich Wilhelm IV. were all too obvious for contemporaries. Especially the term "romantic" had a great effect as a hermeneutical tool for the historical interpretation of Julian the Apostate and Friedrich Wilhelm IV. But only a few readers have noticed the real intention of Strauß: The illustration of the restorative religious policy of Julian in the 4th century was meant as a critique of the tight alliance of church and state in modern Prussia. In this essay it is argued that the *Julian* was mainly a theological pamphlet concerned with church policy. In an ironic manner Strauß formulated the bourgeois opposition against the influence of pietism on politics and the clericalisation of public life.

¹⁷⁶ Mitgeteilt bei Ziegler, Strauß (Anm. 15), Bd. II, 425.